DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 74

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.50
Schwed. Kr. 3.75 incl. moms
Italien L. 800; Spanien Pts 80
Printed in Germany

KRYPTA DER REGENBOGENMENSCHEN



Nr. 74

Krypta der Regenbogenmenschen

Auch wenn die Sonne schien, der Himmel strahlendblau war und kein Wölkchen ihn trübte – bot dies keine Gewähr dafür, daß nicht das Grauen irgendwo lauerte.

Doch davon ahnten Jennifer Arnes und Percy Morgan nichts.

Jennifer lief über die Wiese, die von einem morschen Zaun nur notdürftig begrenzt wurde.

Das Gelände gehörte noch zur Farm hinter dem Erdhügel, wo sie vor kurzem mit dem Wagen vorbeigekommen waren, ehe sie sich dazu entschlossen, sich noch ein wenig die Füße zu vertreten und einen kleinen Spaziergang durch diese unberührte natürliche Landschaft zu machen.

Percy Morgan wollte nach seiner Freundin greifen, als die plötzlich unter seiner Hand wegtauchte und lachend davonrannte.

»Nein – so einfach sollst du's heute nicht haben«, rief sie ihm fröhlich zu. »Wenn du etwas bei mir erreichen willst – dann mußt du mich erst mal fangen…«

Leichtfüßig lief Jennifer Arnes dem mit Bäumen und Büschen bestandenen Hügel zu, hinter dem die schmale, asphaltierte Straße weiter ins Land führte. Jenseits dieser Straße, von alten Buchen und Eichen verborgen, stand ein Farmhaus, errichtet im viktorianischen Stil.

Es geschah im vollen Sonnenlicht, und Percy Morgan wurde Zeuge jeder Einzelheit, die sich vor seinen Augen abspielte.

Jennifer war etwa zehn Schritte von ihm entfernt, ihr luftiges, weit ausgeschnittenes Kleid lag so eng auf ihrer Haut, daß man das Spiel ihrer Muskeln verfolgen konnte.

Ihre langen, festen Schenkel schimmerten durch den dünnen, beigen Stoff.

Das schlanke Mädchen aus Ohio bewegte sich flink, mit der Geschmeidigkeit einer Katze und warf immer wieder mal ihren Kopf herum, um zu sehen, wie nahe ihr Verfolger schon war.

Dann lachte sie silberhell. Ihr Lachen drang über die Wiese, wo sich niemand außer ihnen aufhielt.

Aus der Ferne hörten sie das Muhen der Rinder, die sich auf der anderen Seite des bewaldeten Hügels befanden.

Percy Morgan war in vollem Lauf, als das Ereignis eintrat.

Jennifer wurde plötzlich durchsichtig! Er gewahrte durch ihren Leib hindurch Buschwerk und Bäume auf der anderen Seite der Wiese.

Dann war das junge Mädchen von einer Sekunde zur anderen – plötzlich verschwunden!

Jennifer Arnes existierte nicht mehr. Es schien als hätte sie sich in Luft aufgelöst.

*

Percy Morgan prallte zurück wie vor einer unsichtbaren Wand.

Sein Herzschlag stockte, und kalter Schweiß trat auf seine Stirn.

»Jenny?« fragte er mit belegter, ungläubig klingender Stimme. »Hallo – Jenny… was ist denn jetzt los? Wo bist du?«

Einige Sekunden war er so verwirrt und ratlos, daß er nicht wußte, was er von der ganzen Sache halten sollte.

Dann ging es wie ein Ruck durch seinen Körper.

Morgan stolperte nach vorn. Mit weit aufgerissenen, fiebrig glänzenden Augen suchte er die Stelle ab, wo vor wenigen Sekunden noch seine Freundin Jennifer sich befand.

Es gab nur eine einzige Erklärung: im Boden befand sich ein Loch, in das sie gefallen war. Aber kein Schrei war über ihre Lippen gekommen.

Percy Morgan tastete den Boden ab. Er war fest und feucht, und nirgends gab es einen Anhaltspunkt dafür, daß er sich vor den Füßen seiner Freundin geöffnet und dann wieder geschlossen hatte.

Das Mysterium wurde immer größer…

Morgan schluckte trocken.

So etwas kann es doch nicht geben! Ein Mensch aus Fleisch und Blut konnte sich nicht einfach in Luft auflösen…

Nervös blickte er in die Runde. Er wollte nicht glauben, was er gesehen hatte, obwohl sich doch alles direkt vor seinen Augen abspielte.

Eine Halluzination?

Nein!

Er verwarf diesen Gedanken ebenso schnell wieder, wie er ihm gekommen war. Wenn alles nur eine Halluzination gewesen wäre, stünde Jennifer jetzt noch vor ihm.

Er rief mehrere Male den Namen der Freundin, und es verging eine halbe Stunde, eine ganze, ehe er begriff, daß es sich hier um ein schreckliches Phänomen handelte, von dem er in diversen Zeitungen schon gelesen hatte, das er jedoch nie in den Bereich des möglichen gezogen hatte.

Niemand sprach darüber, und doch schienen es viele Menschen zu wissen.

Es gab immer wieder Fälle, wo Personen aus einem unerfindlichen Grund vor den Augen anderer oder auf geheimnisvolle Weise unerkannt verschwanden, daß sie gewissermaßen in ein anderes Universum fielen, ohne daß man sie jemals von dort hatte zurückholen können.

Der Gedanke an einen solch schrecklichen Vorfall erfüllte ihn mit Grauen.

Menschen und Dinge verschwanden auf rätselhafte Weise, ohne

wiederzukehren.

Kopflos rannte er über die Wiese, hinüber an den Rand der Straße und starrte auf das abseits gelegene, hinter Baumreihen versteckte alte Gebäude, zu dem eine verschlungene Straße führte.

Einen Moment schien es, als wolle Percy Morgan die asphaltierte Straße überqueren, als er sich plötzlich eines anderen besann.

Niemand konnte ihm helfen. Er konnte auch dort in diesem Haus keine Hilfe erwarten. Und es hatte überhaupt keinen Sinn, die Polizei zu benachrichtigen. Damit würde der ganze Ärger erst anfangen.

Das, was er erlebt hatte – niemand würde es ihm glauben… Im Gegenteil, man würde anfangen ihn mit Fragen zu quälen, das Verhältnis zwischen Jennifer und ihm unter die Lupe zu nehmen. Es ließ sich schließlich eindeutig feststellen, daß Jennifer Arnes zuletzt mit ihm zusammen war. Und wo befand sie sich jetzt? Hatte er dafür gesorgt, daß sie verschwunden war? Hatte er ihre Leiche beseitigt? War er möglicherweise ein grausamer, unheimlicher Mörder, der vielleicht von seinen eigenen krankhaften Trieben nichts wußte?

Wie eine Flut schwappten plötzlich die Fragen über ihn herein und erfüllten sein Bewußtsein mit Ängsten und Nachdenklichkeit.

Er würde in einen völlig falschen Verdacht geraten.

Da machte er auf dem Absatz kehrt, lief über die Wiese zurück zu dem Wagen, den sie in einem Seitenpfad abgestellt hatten, warf sich hinter das Steuer und blieb dort wie erstarrt sitzen, ohne in der Lage zu sein, einen vernünftigen Gedanken zu denken.

Der Himmel verlor seine blaue Farbe, die Sonne ging unter, der Abend brach an.

Und noch immer saß Percy Morgan in dem dunkelroten Chevrolet, ohne den Motor zu starten.

Plötzlich gab der Mann sich einen Ruck, stieß die Tür nach außen auf und lief den Weg zurück, den er gekommen war, Richtung Farmgebäude, wo hinter einzelnen Fenstern die ersten Lichter zu brennen begannen.

Percy Morgan hatte es sich anders überlegt.

Er lief den verschlungenen Weg zum Eingang des Hauses und klopfte dort gegen die Tür, als er merkte, daß es keine Klingel gab.

Der Name »Bruce Lindon« stand tief eingekerbt auf einem verwitterten Holzschild.

Es dauerte einige Sekunden, ehe Percy Morgan Schritte im Haus hörte.

Die näherten sich von der Treppe zum ersten Stock.

Die Tür wurde geöffnet.

Eine Frau in mittleren Jahren, schmal mit ernsten, dunklen Augen, einer geraden Nase und mit einem Gesicht, von dem man glaubte, daß es schon jahrelang nicht mehr von einem Lächeln verschönt worden

war, stand ihm gegenüber.

»Ja, bitte?« wurde er gefragt. »Sie wünschen?«

Morgan hatte das Gefühl, als würde der Blick aus diesen dunklen, sezierenden Augen bis auf den Grund seiner Seele treffen.

Er wirkte nervös und merkte es auch an seiner Sprache. Er kam sich vor wie ein kleiner Junge, den man bei einem Streich ertappt hatte, und der nun versuchte, sich auf irgendeine Weise zu rechtfertigen.

»Hatten Sie einen Unfall, Mister?« fragte die Frau ihn, als sie sein merkwürdiges Verhalten bemerkte.

»So etwas Ähnliches«, kam es stockend über Morgans Lippen. Jetzt, da er sich dazu entschlossen hatte, mit der Sprache herauszurücken, kam es ihm schon wieder seltsam vor, hier zu stehen und mit der Fremden zu sprechen. »Drüben – auf der anderen Seite…«, er wandte sich um und deutete über die Straße, die er überquert hatte. »Da ist etwas Seltsames geschehen… meine Freundin Jennifer… halten Sie mich bitte nicht für verrückt, ich habe selbst zwei oder drei Stunden gebraucht, mich zu entschließen, hierher zu kommen und die Polizei zu benachrichtigen.«

Er unterbrach sich. Mit einer fahrigen Geste fuhr er sich durch die Haare.

»Drüben auf der Wiese.« Er stotterte und glaubte sogar rot zu werden. Er schalt sich einen Narren, daß er sich auf dieses Manöver eingelassen hatte. Am liebsten wäre er davongelaufen.

Was für ein Tag! Er konnte sich nicht daran erinnern, je so verwirrt, je so irritiert und ratlos gewesen zu sein wie in diesen Stunden.

»Was ist drüben auf der Wiese passiert, Mister?« Die Frau blickte ihn plötzlich – so kam es ihm jedenfalls vor – mit größerem Interesse an.

Irrte er sich oder war es tatsächlich so – zitterte ihre Stimme nicht bei dieser Frage?

Dann sprudelte es nur so aus ihm heraus. Er schilderte genau, was er gesehen und erlebt hatte und bat, daß man die Polizei verständige, um alles daran zu setzen, seine verschwundene Freundin wiederzufinden.

»Ich kann es nicht erklären«, sagte er abschließend mit dumpfer Stimme. »Doch es hat sich genauso zugetragen, wie ich Ihnen eben schilderte, und wenn Sie mich für einen Spinner halten, ich kann nicht anders, als Ihnen das zu sagen, was ich erlebt habe.«

Da öffnete die Frau die Tür ganz und trat zur Seite. »Bitte treten Sie ein, Mister…«

»Morgan, Percy Morgan.«

»Mr. Morgan, ich halte Sie nicht für verrückt. Keineswegs! Im

Gegenteil! Ich finde es großartig, daß Sie trotz der inneren Belastung, der Sie ausgesetzt sind, den Mut gefunden haben, hierher zu kommen und einer wildfremden Person alles zu erzählen. Ich kann Sie beruhigen, Mr. Morgan. Ich glaube Ihnen jedes Wort. Und ich weiß auch, daß Sie recht hatten, mit dem, was Sie mir eben erzählten. Bereits vor zweieinhalb Jahren ist dort auf der Wiese, von der Sie kommen, etwas Ähnliches passiert. Da haben wir unsere Tochter Goldie verloren. Sie ist dort spurlos verschwunden, und man hat sie bis heute nicht gefunden.«

*

Fast hundert Polizisten und Nachbarn des Farmerehepaares Lindon beteiligten sich an der Suche nach Jennifer Arnes.

Mehrere Suchhunde wurden eingesetzt. Die Spur führte eindeutig bis zu jener Stelle, wo Percy Morgans Begleiterin zuletzt stand.

Hier kamen auch die Hunde nicht weiter.

Percy mußte viele Fragen beantworten.

Er wußte schon nicht mehr, was er alles von sich gab und sah nur, wie der Sheriff und einer seiner Mitarbeiter fleißig Notizen machten.

Morgan wurde nach seiner Herkunft gefragt. Er sagte, daß er zusammen mit Jennifer aus Ohio käme und nach West-Virginia gefahren sei, um gemeinsam eine kleine Urlaubsreise zu unternehmen, die insgesamt acht oder zehn Tage dauern sollte. Hier in der Nähe von Sykesville war jedoch die Fahrt auf unheimliche, fast makabre Weise abgebrochen worden.

Mehrere Stunden war der Suchtrupp in dem von Percy Morgan bezeichneten Gebiet unterwegs, ohne jedoch eine Spur von Jennifer Arnes zu finden. Man stieß nicht mal auf einen Gegenstand von ihr, den sie bei sich getragen hatte.

Morgan wurde gebeten, sich zur Verfügung zu halten, falls eventuelle Nachfragen notwendig würden. Der Mann aus Ohio gab an, im Hotel Blue in Baltimore telefonisch ein Zimmer bestellt zu haben.

Dort würde er die Nacht verbringen.

»Falls ich imstande bin, überhaupt einen Wagen dorthin zu steuern«, fügte er abschließend hinzu. Mit diesen Worten streckte er beide Hände nach vorn. Sie zitterten wie bei einem alten Mann. »Entschuldigen Sie«, sagte er leise, »aber ich fürchte, das Ganze hat mich doch mehr mitgenommen, als ich mir selbst eingestehen wollte.«

Der junge Sheriff aus Sykesville nickte. »Das kann ich Ihnen nachfühlen, Mr. Morgan«, antwortete er. »Es ist schließlich kein Alltagsereignis, wenn ein Mensch, den man eben noch gesehen hat, mit dem man eben noch sprach – so mir nichts dir nichts sich einfach in Luft auflöst, als hätte es ihn nie gegeben.«

»Haben Sie eine Erklärung dafür?«

»Sie fragen mich da etwas eigenartig, es gibt Vermutungen. So möchte ich es ausdrücken.« Sheriff Smithson atmete tief durch. »Es gibt manche Dinge, Mr. Morgan, die kann man nicht einfach beim Namen nennen, weil man sie nicht näher kennt. Mehrere hundert Menschen verschwinden Jahr für Jahr in der Welt. Es gehen darüber hinaus eine große Anzahl von Gegenständen verloren, die eindeutig nicht gestohlen oder zerstört werden, sondern einfach verschwinden, ohne daß man sie verlegt hätte.«

»Und wie kommt das zustande?« Percy Morgan führte das Gespräch wie geistesabwesend.

»Nun – in den meisten Fällen ist es so, daß Leute gewisse Gegenstände wie eh und je an bestimmten Orten aufbewahren und hinlegen und diese Gegenstände dann vermissen. Diebstahl ist ausgeschlossen und auch ein Verlegen kam nicht in Frage. Die Frage stellt sich also: wohin sind die Dinge verschwunden? Die Antwort darauf lautet: die Grenzen eines anderen Universums haben sie berührt, und sie sind über diese Grenze geglitten und haben sich aus dem Diesseits gelöst, um in einer anderen Welt anzukommen…«

Smithson hatte die richtige Art, eine unangenehme Situation mit verständlichen Worten zu umschreiben.

Percy Morgan nickte. »Ich begreife, was Sie damit sagen wollen, Sheriff… Sie nehmen an, daß auch Jennifer sich in dieser anderen Welt, in diesem anderen Universum aufhält.«

»Das kann sein, aber es muß nicht. Es gibt auch eine andere Möglichkeit…«

»Sie werden mich für verrückt halten, aber ich muß Ihnen etwas sagen, was nicht minder phantastisch klingt«, entgegnete darauf Sheriff Smithson. Man sah ihm an, daß er sich Mühe gab, die Dinge so einfach wie möglich in Worte zu kleiden. Eindeutig kam heraus, daß er schon mehr als einmal mit solch merkwürdigen Vorfällen konfrontiert worden war, und daß er sie ernst nahm. »Nachdem damals die Sache mit Goldie geschah – die Tochter der Lindons – habe ich angefangen, gewisse Phänomene, von denen ich zuvor nur flüchtig gehört oder gelesen hatte, etwas genauer unter die Lupe und vor allem ernster zu nehmen. Dabei machte ich einige erstaunliche Feststellungen. Es gab in vielen Polizeiakten tatsächlich Hinweise darauf, daß Menschen ohne ersichtlichen Grund, ohne daß man je eine Spur wieder von ihnen fand, untertauchten. Es verschwanden Menschen aus Wohnungen oder verschlossenen Fahrzeugen. In einem Fall gab es sogar das Rätsel, daß aus einer gesicherten Gefängniszelle ein Häftling entkam, ohne daß die Zelle die geringste Spur eines Ausbruchsversuchs zeigte. Aber es gibt auch andere Fälle, wie ich vorhin andeutete. Da gehen Menschen plötzlich in einen Park oder vor

einem auf der Straße spazieren, und mit einem Mal sind sie weg. Wie bei Ihrer Freundin Jennifer Arnes. Aber sie rutschen – um es mal so zu bezeichnen – nicht in ein anderes Universum, sondern tauchen in der nächsten Sekunde – allen Naturgesetzen zum Trotz – hundert oder gar tausend Meilen von ihrem letzten Standort entfernt, wieder auf.«

»Aber – das gibt es doch nicht!« entfuhr es Percy Morgan.

Floyd Smithson lächelte gedankenverloren. »Ja«, sagte er betont langsam. »Man möchte wohl meinen, daß es so etwas nicht gibt. Und doch ließ sich nachher rekonstruieren, daß diejenige Person, der so etwas zugestoßen war, ohne ersichtlichen Grund an jenen anderen Ort gelangte und wochen- oder monatelang verschollen blieb, ehe sie wieder in ihrer Heimatstadt auftauchte, ohne sagen zu können, wo sie die vergangenen Wochen oder Monate gewesen war. Eine große Gedächtnislücke klafft. Dies macht es so schwierig, die Wege zurückzuverfolgen, die jene unglücklichen Opfer in der Zeit ihres Verschwindens gegangen sind.«

All diese Dinge waren nicht dazu angetan, Percy Morgans Stimmung zu heben. Zum ersten Mal in seinem Leben wurde er mit einem Phänomen konfrontiert, das nicht in sein Weltbild paßte.

Sheriff Floyd Smithson blies die Suchaktion schließlich ab und zog sich mit den Beteiligten von der Wiese zurück.

Percy Morgan hielt sich auf Einladung von Bruce und Betty Lindon noch auf der abgelegenen Farm auf.

Betty Lindon, die Frau, die ihm am späten Nachmittag die Tür geöffnet hatte, kam nicht umhin, von ihrer Tochter Goldie zu erzählen.

Die Farmersfrau führte den Gast sogar in das Zimmer, das von der Zwölfjährigen bis zu ihrem geheimnisvollen Verschwinden bewohnt wurde.

Der Raum war noch eingerichtet, wie Goldie ihn verließ, um jeden Augenblick wieder Besitz von ihm zu ergreifen.

Spielsachen lagen herum – vor allem viele Puppen, die in Reih und Glied auf einer Bank neben dem Fenster hockten, eine Puppenküche, die bis ins Detail eingerichtet war, und Bücher und Comichefte auf Tisch und Stühlen, als hätte Goldie in mehreren Exemplaren gleichzeitig geblättert.

Betty Lindon seufzte. »Es ist alles so wie in der Stunde, als sie das Haus verließ. Hier oben wird regelmäßig gesäubert und nichts verändert. Sollte sie mal zurückkommen – wird sie alles so vorfinden, wie sie es verlassen hat.«

Die Worte der Frau waren zum Schluß sehr traurig und immer leiser geworden, in ihren Augen schimmerte es feucht.

Ruckartig wandte sie den Kopf, löschte das Licht im Zimmer und ging Percy Morgan die Stufen nach unten voran.

Sie lud den Mann aus Ohio zum Nachtessen ein und machte ihm sogar den Vorschlag hier im Haus zu übernachten, wenn er sich außerstande fühle, nach Baltimore weiterzufahren, was sie nur zu gut verstehen könne.

»Und vielleicht gibt es morgen auch schon weitere Neuigkeiten«, meinte sie, während sie die Suppe aus dem Topf nahm, der mitten auf dem klobigen Tisch im Eßzimmer stand, wo inzwischen der Rest der Familie – bestehend aus Bruce Lindon, einem Bruder und dessen Frau, einem sechzehnjährigen jungen Mann und zwei kleinen blonden Mädchen mit Sommersprossen – sich inzwischen eingefunden hatte.

Betty Lindon sagte dies mit einer gewissen Hoffnung in der Stimme.

Eigenartigerweise fühlte sich Percy Morgan angesteckt. Vielleicht war es nur ein böser Traum, und morgen früh, wenn er erwachte, lag Jennifer in seinen Armen, und alles war gar nicht Wirklichkeit…

*

Harald Robertson warf einen nervösen Blick auf das Leuchtzifferblatt seiner Armbanduhr.

Der siebenunddreißigjährige Bankmanager hatte es eilig, am Abend noch nach Baltimore zu kommen.

Er war dort verabredet, und das Gespräch duldete keinen Aufschub.

Auch wenn es wenig erfreuliche Dinge zu besprechen gab: Aus dem Tresor der Zweigstelle seiner Bank, die er leitete, waren etwa hundert Wertpapiere verschwunden, wie man vor wenigen Stunden mit Schrecken festgestellt hatte.

Davor hatte kein Mensch etwas bemerkt, obwohl die Papiere schon seit Wochen oder Monaten sich nicht mehr an Ort und Stelle befanden.

Die Seriennummern jener Papiere waren genau vor zehn Wochen bei einer anderen Bank in New York von einem seriös wirkenden Herrn zum Verkauf angeboten worden.

Schon früher war ein ganzes Aktienpaket zu Bargeld gemacht worden und dem entgegennehmenden Bankbeamten war auch bei diesem ersten Geschäft nichts aufgefallen. Bei der zweiten Verhandlung schöpfte er jedoch Verdacht und informierte die Polizei.

Die konnte beim Wiederauftauchen den Mann festnehmen und verhören. Dabei kam eine erstaunliche und mehr als blamable Story heraus.

Dieser Mann war nichts weiter als eine Puppe, eine Marionette, die offensichtlich von einer gut funktionierenden Gang benutzt worden war. Der Mann hatte sich auf eine Zeitungsannonce gemeldet und für

Hintermänner – deren Namen er nicht mal kannte – die Aktienpakete bei jener New Yorker Bank angeboten.

Daß es sich um gestohlene Papiere handelte, ahnte er nicht und erfuhr dies erst durch die Polizei.

Die wiederum war interessiert daran, herauszufinden, auf welche Weise diese Aktien den Weg aus dem gesicherten Tresor gefunden hatten.

Die Untersuchungen waren bisher alle im Sand verlaufen.

Der Vorgang machte Harald Robertson jedoch sehr zu schaffen.

Er fühlte sich mitschuldig an dem dreisten Gangsterstück. Schließlich war er der verantwortliche Leiter jener Bank.

An der Straßenkreuzung Sykesville - Baltimore nahm er nur flüchtig den Fuß vom Gaspedal.

Der Wagen verringerte kaum seine Geschwindigkeit. Dies erachtete Harald Robertson auch nicht für notwendig. Soweit sein Blick über die Kreuzung reichte, konnte er weit und breit kein Fahrzeug sehen.

Deshalb überquerte er sie mit verhältnismäßig hoher Geschwindigkeit.

Doch plötzlich war es vor ihm… Genau in seiner Blickhöhe.

Harald Robertson meinte nicht richtig zu sehen. Er fuhr zusammen wie unter einem Peitschenschlag, und sein Gesicht wurde zu einem einzigen Fragezeichen.

Direkt vor ihm über der Straße spannte sich ein farbiger, schillernder Regenbogen, in den er genau hineinfuhr.

Aber das gab es doch nicht! Ein Regenbogen – mitten in der Nacht!

Robertson kam nicht mehr zum Nachdenken. Viel zu schnell ging alles.

Da – das Gesicht!

Riesig wie ein dunkler Mond tauchte es über dem in Farben schillernden Regenbogen auf. Nur für den Bruchteil einer Sekunde. Doch das genügte.

Harald Robertson war entsetzt.

Er sah mitten in dem Bogen das Antlitz – Satans!

*

Das Gesicht verschwand wie ein Nebelstreif unter den wärmenden Strahlen der Sonne, und alles war – bis auf den mysteriösen nächtlichen Regenbogen – wieder wie zuvor.

Da tauchten die Scheinwerfer vor dem Fahrer auf, und er mußte die Augen schließen, weil sie ihn voll blendeten.

Gefahr! Der Gedanke durchzuckte Harald Robertsons Hirn. Da fährt genau einer auf mich zu…

Erkennen und Handeln war eins.

Robertson stieg voll in die Bremsen, doch es war schon zu spät.

Der geheimnisvolle nächtliche Regenbogen über der kerzengerade nach Baltimore führenden Straße berührte mit dem einen Ende sein Fahrzeug, mit dem anderen das entgegenkommende Auto.

Die Scheinwerfer der beiden Fahrzeuge wurden zu einer einzigen explodierenden Lichtflut.

Geistesgegenwärtig wollte Harald Robertson das Lenkrad herumreißen.

Ein Krachen und Bersten, ein greller Blitz, der sein Bewußtsein spaltete, folgten…

Die beiden Autos stießen frontal zusammen.

Fast eine Meile vom Unfallort entfernt hörte man noch den Aufeinanderprall.

»Da war doch etwas«, bemerkte Sheriff Smithson, der am Steuer des dunkelblauen Chevrolet saß. »Hört sich an wie ein Unfall.«

Der Mann an seiner Seite, Lieutenant Cayson, warf ihm einen raschen Blick zu. »Stimmt, Sheriff. Genauso hat sich's angehört.«

Smithson gab sofort mehr Gas. Das Fahrzeug des Sheriffs jagte über die nächtliche Straße, Richtung Baltimore, der Kreuzung entgegen, wo der Unfall geschehen war.

Schon von weitem im Lichtfeld der aufgeblendeten Scheinwerfer sahen sie das Grauenvolle.

»Das sieht ja schlimm aus«, knurrte Smithson mit belegter Stimme. »Die beiden hat's ganz schön erwischt. Frontalzusammenstoß… hoffentlich können wir noch etwas für sie tun…«

Mit rotierendem Rotlicht jagte der Sheriff das Fahrzeug an die Unfallstelle, bremste scharf und parkte am Straßenrand.

Noch ehe der Wagen richtig stand, sprang Lieutenant Cayson nach draußen, überquerte die Straße und erreichte die beiden Fahrzeuge, die sich förmlich ineinander verkeilt hatten.

Auf den ersten Blick war zu erkennen, daß hier wohl niemand mehr etwas für die Fahrzeuginsassen tun konnte.

Wie ein Schatten tauchte Floyd Smithson neben seinem Begleiter auf.

Mit vereinten Kräften machten sich die Männer daran, die Eingeschlossenen zu befreien.

In dem ersten Auto – einem dunkelgrünen Pontiac – entdeckten sie eine Frau in mittleren Jahren, deren Gesicht von den Scherben der Frontscheibe total zerschnitten war. Mit weit aufgerissenen Augen starrte die Tote sie an.

Auch in dem anderen Fahrzeug versuchten Cayson und Smithson ihr Glück.

Im Schein ihrer Taschenlampen tasteten sie das Innere des total zusammengedrückten Autos ab.

»Da ist niemand drin«, entfuhr es Cayson.

»Vielleicht ist der Fahrer durch die Wucht unter den Sitz geschoben worden«, entgegnete der Sheriff.

Gemeinsam brachten es die Männer fertig, die Tür aufzureißen, um das Innere des Wracks zu inspizieren.

Doch Cayson hatte richtig gesehen. Da war tatsächlich niemand.

»Dann ist er aus dem Wagen geschleudert worden«, blieb Smithson als einzige Erklärung übrig.

In der Zwischenzeit waren zwei weitere Polizeifahrzeuge am Unfallort eingetroffen. Die Wagen kamen von der Lindonfarm, wo die letzten Polizisten sich absetzten.

Sie konnten sich gleich an der Suche nach dem verschwundenen Fahrer beteiligen.

Doch er war unauffindbar.

*

Das Büro lag im 11. Stock des Wolkenkratzers.

Dort waren mehrere Apartments von Richard Patrick, einem der bekanntesten Verleger der Vereinigten Staaten, gemietet.

In dem mit Palisander ausgestattetem Raum tauchte der Mann plötzlich auf wie ein Geist.

Es schien, als käme er durch die Wände.

»Hallo – Richard?« fragte der großgewachsene, blonde Hüne und ließ den Blick in die Runde schweifen.

Doch niemand außer ihm befand sich hier.

Der auf rätselhafte Weise Eingetroffene durchquerte mit drei, vier Schritten das Zimmer und klopfte an die palisanderfarbene Tür, die sich von der Schrankwand kaum abhob. Dahinter lag ein kleiner Konferenzraum, in dem Richard Patrick sich gelegentlich aufhielt.

»Hallo Richard? Bist du da drin?« Der Mann, der dies fragte, hätte ohne weiteres, auch ohne die Klinke herunterzudrücken und die Tür zu öffnen, den Raum dahinter erreichen können.

Wer hier im New Yorker Office Richard Patricks eingetroffen war, war kein geringerer als Macabros, Björn Hellmarks Doppelkörper.

Er unterschied sich in nichts von dem Originalkörper aus Fleisch und Blut. Dieser Leib bestand aus einer feinstofflichen Substanz und konnte sich an jedem Ort der Welt, wo Hellmark es immer wollte, materialisieren.

Björn Hellmark selbst hielt sich zu diesem Zeitpunkt, als Macabros Richard Patrick suchte, auf der unsichtbaren Insel Marlos auf. Dieses große und schöne Eiland lag fast in der Mitte zwischen Hawaii und den Galapagosinseln und bot bisher einer Handvoll Menschen Schutz vor den Mächten des Unheils, die begonnen hatten, die Menschen

heimzusuchen.

Nach Marlos konnten nur die kommen, die guten Willens waren, die verfolgt wurden, die eine neue Heimat brauchten und hier ihren Kampf gegen das Böse in der Welt koordinierten.

Allen, die längere Zeit auf der unsichtbaren Insel, die von paradiesischer Schönheit war, weilten, wurden nach einiger Zeit eine Gabe zuteil, von der andere Menschen nur träumten. Jeder konnte sich von Marlos aus mit reiner Gedankenkraft an jeden Ort der Welt versetzen, wohin er gerade wollte. Er benötigte dazu keine technischen Hilfsmittel.

So schmolzen die Entfernungen zwischen Marlos und dem noch so fernsten Punkt der Erde zu einem einzigen flüchtigen Gedanken zusammen.

Björn Hellmark, der Erbe von Marlos, dem der Besitz dieser Insel schon vor zwanzigtausend Jahren auf dem untergegangenen Kontinent Xantilon im »Buch der Gesetze« prophezeit wurde, war jedoch der einzige, der seinen Körper verdoppeln konnte, um zur gleichen Zeit an zwei Orten zu sein.

So kam es, daß er sich mit seinem Originalkörper auf Marlos aufhielt, mit Jim, dem Guuf und Pepe, seinem Adoptivsohn, am Strand Geschicklichkeitsspiele durchführte und gleichzeitig mit seinem Zweitkörper Macabros im New Yorker Büro seinen Freund Richard Patrick suchte.

Zwischen Patrick und Hellmark war vereinbart, daß sie sich von Zeit zu Zeit sehen wollten.

Der Verleger, der die bekannte Zeitschrift »Amazing Tales« herausbrachte, glaubte fest an das Wirken unsichtbarer Mächte im Leben der Menschen, daß Außerirdische einst auf der Erde gelandet waren, und daran, daß unheimliche Feinde versuchten in die Geschicke der Menschen einzugreifen und sie zu vernichten. Er war aber auch davon überzeugt, daß der Mensch aus eigener Kraft, infolge seiner Intelligenz und seiner Klugheit in der Lage war, der Bedrohung Herr zu werden, und daß es auch vereinzelt unter ihnen welche gab, die diese Bedrohung rechtzeitig erkannten, die gewissermaßen als Medien fungierten, ohne sich in den meisten Fällen ihrer wirklichen Sendung bewußt zu sein. Nachteilig bei all dem wirkte sich aus, daß es immer wieder Scharlatane, Betrüger und Angeber gab, die von sich aus behaupteten, übersinnliche Fähigkeiten zu besitzen und auf diese Weise Molochos, dem Dämonenfürsten, der sich zur Zeit mitten unter den Menschen befand, in die Hände arbeiteten.

Gerade ein Mann wie Björn Hellmark, der den Geistern und Dämonen den Kampf angesagt hatte, brauchte Verbündete und Vertraute in aller Welt. Um die zu finden, schickte er immer wieder seine Freunde aus zur Kontaktaufnahme.

Interessante Hinweise waren vor einigen Tagen von Anka Sörgensen erfolgt, die in Oslo lebte, dort verheiratet war und eine Zeitlang auf Marlos gelebt hatte. Gemeinsam mit einem anderen Medium, einer italienischen Schauspielerin namens Tina Morena, konnten die beiden – allerdings nur in der Gemeinschaft – bestimmte Bezirke anderer Dimensionen und Universen durchstreifen und waren so zu Botschaftern mit anderen unsichtbaren Welten geworden, in die sonst keiner eindringen konnte.

Macabros klopfte noch mal leise an die palisanderfarbene Holztür und rief erneut den Namen seines Freundes.

Als sich wieder niemand meldete, kehrte er an den großen Schreibtisch zurück, der schräg vor dem Fenster stand, und warf einen Blick aus dem Fenster in die Straßenschlucht, durch die der Verkehr brandete und Passanten wie aufgescheuchtes Vieh in den Metroschächten verschwanden und sich von den unablässig heranrollenden Waggons durch unterirdische Röhren in alle Teile der Stadt bringen ließen.

Viele kamen um die Mittagsstunde aus dem Büro und eilten in die nächstgelegenen Imbißstuben und Restaurants, um rasch etwas zu essen und dann ihre Arbeit bis zum Spätnachmittag wieder aufzunehmen.

Es war die Stunde, in der Richard Patrick mit größter Wahrscheinlichkeit in seinem Office anzutreffen war.

Macabros hob kurzentschlossen den Telefonhörer ab und drückte nur auf einen Knopf. Er wußte, daß jetzt draußen im Vorzimmer der Apparat anschlug.

Im nächsten Moment wurde abgehoben. Die Chefsekretärin Richard Patricks meldete sich und erkundigte sich nach seinen Wünschen.

»Hier spricht Björn Hellmark«, sagte er freundlich. Dies war nur die halbe Wahrheit. Doch es hätte zu weit geführt, der Dame zu erklären, wer er wirklich war. Von Macabros hatte sie noch nie etwas gehört. Nur eine Handvoll Leute kannten sein wirkliches Geheimnis. »Ich bin mit Mr. Patrick verabredet und hätte ihn gern gesprochen…«

»Das tut mir leid, Mr. Hellmark«, entgegnete sie mit dunkler, sympathischer Stimme. »Mr. Patrick ist nicht im Haus…«

»Oh – das ist schade! Ich nehme an, Mr. Patrick kommt sicher gleich zurück?«

»Nein, Mr. Hellmark. Mr. Patrick ist mindestens eine Woche nicht in New York.«

»Oh…«, machte Macabros abermals. Man sah seinem Gesicht die Verwunderung an. »Das ist aber sehr merkwürdig. Mr. Patrick wußte, daß ich anrufen würde.«

»Seine Abreise erfolgte ganz plötzlich. Mister Patrick hat mich

beauftragt Ihnen, Mr. Hellmark, mitzuteilen, daß er auf den Bahamas sich aufhält. Und zwar auf Nassau. Er hat sich dort im Hotel Ambassador einlogiert. Wenn Sie nach ihm fragen würden, sollte ich Ihnen das ausrichten.«

»Was Sie damit getan haben. Vielen Dank! Das hilft mir weiter. Auf Wiedersehen!«

Damit legte er auf.

Im gleichen Augenblick erkannte die Chefsekretärin im Vorzimmer, daß das Gespräch nicht von außerhalb, sondern im Gebäude geführt worden war.

Direkt aus dem Chefzimmer!

Wie von einer Tarantel gebissen, sprang die Dame auf, lief zur Verbindungstür und klopfte an. Als niemand reagierte, ging sie zu einer anderen Verbindungstür, die in ein weiteres Büro führte, wo zwei junge Sekretärinnen an Maschinen saßen und tippten.

»Kommt doch mal her! Evelyn und Bianca«, sagte sie schnell. »Ich glaube, da stimmt was nicht…«

»Was soll denn nicht stimmen?« wurde Richard Patricks Chefsekretärin von den beiden wie aus einem Mund gefragt.

»Ich glaube, im Zimmer des Chefs ist jemand…«

»Unsinn! Patrick ist doch weg…«

»Eben – das ist es ja!« Die Chefsekretärin war unter ihrem Make-up erbleicht.

Gemeinsam näherten sie sich dann der Verbindungstür zum Chefzimmer und öffneten sie.

»Hallo«, rief die Chefsekretärin nach innen. »Ist da jemand?«

Keine Reaktion erfolgte.

Da trat sie mutig näher, und die beiden Blondinen, die beinahe aussahen wie Schwestern, folgten ihr auf dem Fuß.

Doch Patricks Büro war leer, wie es unter den obwaltenden Umständen auch zu erwarten war.

Die Blondine mit der zierlichen Nase und den langen seidigen Wimpern, die ihrem Gesicht etwas Puppenhaftes verliehen, seufzte und schüttelte den Kopf. »Da konnte doch niemand sein. Oder es müßte sich schon um einen Fassadenkletterer handeln, der wie ein Sonnenmann Häuserwände hochklettert. Um in die elfte Etage zu kommen, bedarf es schon einiger Geschicklichkeit.« Sie lächelte.

Gemeinsam sahen sie sich in Patricks Büro um und warfen auch einen Blick in den kleinen, ebenfalls leeren Konferenzraum.

»Ihr könnt sagen, was ihr wollt«, äußerte die Chefsekretärin zu den beiden Blondinen. »Das Telefonat, das ich eben entgegengenommen habe, ist von diesem Apparat aus…«, sie deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger auf das Telefon an Patricks Platz, »… geführt worden. Es war am Leuchtsignal eindeutig zu erkennen.«

»Vielleicht haben Sie sich getäuscht«, wurde ihr von der zweiten Sekretärin geantwortet.

»Ja«, nickte die andere wieder. »Das klingt plausibel. Und so wird es auch gewesen sein.«

»Ich weiß, was ich weiß«, beharrte die Vorgesetzte auf ihrem Standpunkt. »Es war jemand hier. Ich werde wohl Mr. Patrick von diesem Vorfall berichten müssen, wenn ich ihn anrufe.«

Ganz geheuer war es der Sprecherin tatsächlich nicht. Sie glaubte sich jetzt – im nachhinein – sogar daran erinnern zu können, daß sie das Geräusch vernommen hatte, als der Hörer aufgelegt wurde.

Die beiden Blondinen verschwanden wieder in ihrem Arbeitszimmer, und auch die Chefsekretärin zog die Verbindungstür zu Richard Patricks Büro ins Schloß und kehrte an ihren Platz zurück.

Die Situation war recht gespenstisch, und die Frau kam mit ihren Gedanken nicht davon los.

Der Mann, der dies auslöste, ahnte nicht, daß Patricks Chefsekretärin so erschrocken war.

Hellmarks Zweitkörper Macabros hielt sich schon wieder einige tausend Meilen vom Ort des Geschehens entfernt mitten auf den Bahamas auf, trat durch den sonnenüberfluteten Eingang des Hotels Ambassador, und steuerte direkt auf die Rezeption zu, um sich nach der Zimmernummer und der Anwesenheit Richard Patricks zu informieren.

»Mr. Patrick befindet sich im Haus, Sir«, erklärte ihm der livrierte, farbige Portier. »Er hat hinterlassen, daß er sich auf der Dachterrasse in der Open-Air-Bar aufhält Erlauben Sie mir die Frage Sir – sind Sie Mr. Ferguson?«

»Nein, der bin ich leider nicht. Aber ich nehme an, daß Mr. Patrick sich ebenso freut, einen alten Freund wiederzusehen…« Macabros lächelte. Seine weißen Zähne schimmerten im gebräunten Gesicht. Dieser Mann unterschied sich von Björn Hellmark, der meilenweit entfernt auf der unsichtbaren Insel Marlos weilte, nicht im geringsten.

Wie ein normaler Mensch aus Fleisch und Blut, bewegte sich Macabros mit seinem Ätherkörper durch die schattige Hotelhalle, in der eine kühle Atmosphäre herrschte und in weißen Livrees steckende Diener auf silbernen Tabletts eisgekühlte Drinks servierten.

Macabros benutzte den Lift nach oben.

Auf der Dachterrasse herrschte reger Betrieb. Die Open-Air-Bar war bis auf den letzten Platz besetzt. Bunte Sonnenschirme waren aufgespannt, nicht weniger bunte Fahnen flatterten an quer über die Terrasse gespannten Schnüren im Wind, der sanfte Kühlung vom Meer her fächelte.

Viel Platz dieses Hochhausareals war als Liegefläche eingerichtet. Es gab ein nierenförmiges, mit nixengrünen Platten gekacheltes

Becken, das im vollen Licht der Sonne sein sauberes klares Wasser zeigte.

In riesigen Kübeln standen Palmen und allerlei Blumen und Buschwerk ringsherum und schufen eine kunstfertig angelegte Landschaft.

Die Bar befand sich unter einem großen Schilfdach. Dort wurden lustige Gespräche geführt, klapperten Eisstückchen in den Longdrinkgläsern und wurden leere Gläser wortlos und sofort aufgefüllt.

Bronzefarbene Bikinischönheiten bewegten sich mit wiegenden Hüften zwischen den Liegestühlen oder am Rand des Beckens entlang, um dort die Beine in das nicht mehr ganz so kühle Wasser baumeln zu lassen.

Einige Gäste schwammen, andere ließen sich in farbigen, aufgeblasenen und sesselähnlichen Gebilden durch das Wasser treiben, hielten einen eisgekühlten Longdrink in der Hand und paddelten mit den Füßen vorwärts.

Richard Patrick lag unter dem Sonnenschirm, hielt ein kleines Notizbuch in der Hand und schrieb eifrig.

Plötzlich fiel ein Schatten von der Seite her über Patrick, der nur mit einer Badehose bekleidet war.

»Hallo, Mr. Patrick«, sagte Macabros, »ich werde zwar nicht von Ihnen erwartet, doch ich nehme an, daß Sie sich auch über meinen Besuch so freuen, wie über den von Ferguson…«

Der untersetzte Mann auf der Liege warf ruckartig den Kopf herum, als er die Stimme vernahm. »Björn!« entfuhr es ihm, und er reagierte freudig überrascht, klappte sein Notizbuch zusammen und richtete sich schnell auf, was man ihm eigentlich nicht zutraute. »Das ist mal eine Überraschung! Mit dir habe ich wahrhaftig nicht gerechnet.« Zwischen seinen dunklen Augenbrauen entstand eine steile Falte. »Ich bin zwar einiges von dir gewöhnt… aber daß du seit neuestem Gedanken lesen kannst…«

»Ich habe mich beim Portier nach dir erkundigt«, fühlte sich Macabros veranlaßt, den Freund aufzuklären. »Als ich fragte, um zu erfahren, wo ich dich sprechen könnte, hielt er mich für Ferguson. Den erwartest du doch?«

»Richtig. Er muß jeden Augenblick da sein.«

»Dann will ich nicht länger stören«, entgegnete Macabros. »Was ich benötige, sind neue Hinweise. Du kennst die letzte Geschichte mit dem Plasma-Ungeheuer, das uns Molochos, der Dämonenfürst, auf den Hals geschickt hat. Davor waren es die Spinnenritter. Das sind nur zwei Beispiele von vielen, und keiner von uns weiß, was uns morgen erwartet. Er lebt mitten unter uns, und wir erkennen ihn nicht. Er hat sich die Gestalt eines Menschen gegeben, der zuvor sterben mußte,

und von dem wir zur Stunde nicht wissen, um wen es sich handelt. Dies zu wissen, würde uns schon weiterhelfen. Gibt es Neuigkeiten, Rich?«

Der Mann in der Badehose wußte nur zu gut, welche Sorgen seinen Freund veranlaßten, wieder Kontakt mit ihm aufzunehmen. Überall in der Welt hatte Richard Patrick als Verleger einer besonderen Zeitschrift seine Fühler ausgestreckt.

Reporter recherchierten, und freiberufliche Mitarbeiter waren tätig, um die Spuren von geheimnisvollen Kräften zu entdecken.

»Neuigkeiten insofern, daß ich glaube, diesmal eine heiße Spur entdeckt zu haben, die möglicherweise dahin führt, wo Menschen spurlos verschwinden.« Knapp und präzise berichtete Richard Patrick von den Vorfällen, die ihm zu Ohren gekommen waren und in der Presse kürzlich nur flüchtig angeschnitten wurden. »Es sieht beinahe so aus, als wolle man gewisse Dinge totschweigen«, fügte er hinzu.

Auf diese Weise erfuhr Macabros von den Dingen, die sich in der Nähe der Lindon Farm bei Sykesville abgespielt hatten.

Diese Dinge lagen genau vier Tage zurück.

Seitdem waren weder die Freundin eines gewissen Percy Morgan, Jennifer Arnes, noch der Bankmanager Harald Robertson wieder aufgetaucht. Beide wurden verzweifelt gesucht wie eine Stecknadel im Heuhaufen.

»Was das Verschwinden dieses Harald Robertson anbelangt, glaube ich, macht man es sich auch zu einfach«, äußerte Richard Patrick seine Meinung. »Es gibt Stimmen, die behaupten, daß er doch wohl Dreck am Stecken gehabt habe, was die leidige Aktiengeschichte betrifft. Böse Zungen behaupten, daß Robertson offensichtlich den Unfall provoziert hat und es ihm gelang, danach aus dem Auto zu verschwinden, um sich irgendwohin abzusetzen. Das scheint mir mehr als fragwürdig, vor allem unmöglich. Hier – schau dir das an, Björn…«

Mit diesen Worten nahm er die Herrentasche, die neben ihm auf dem Boden stand, an sich, öffnete den Reißverschluß und zog eine Brieftasche heraus. Darin lagen mehrere großformatige Fotos, die er wortlos Macabros übergab.

»Wenn jemand zu mir sagt, daß sich der Unglücksfahrer noch aus eigener Kraft aus dem Fahrzeug retten konnte – den erkläre ich für verrückt«, erklärte Richard Patrick.

Als Macabros die Bilder es Unglückswagens sah, konnte er seinem Freund nur zustimmen.

Patrick warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Ferguson müßte längst da sein. Ich kenne ihn als einen pünktlichen, zuverlässigen Mann… es ist nun eine Viertelstunde über der Zeit.«

Mit diesen Worten griff er nach seinem Glas, das bereits wieder leer war.

»Björn – darf ich dich zu einem Drink einladen? Bei dieser Hitze ist man ja für jeden Tropfen Flüssigkeit dankbar.«

Er deutete auf die Bar und packte seinen Freund am Arm, um ihn mitzuziehen.

»Ich habe keinen Durst, Rich. Außerdem bin ich nicht der, für den du mich hältst.«

Richard Patrick verdrehte die Augen. »Bei ›euch beiden‹ weiß ich nie, woran ich bin. Du machst es einem aber auch verdammt schwer, manchmal wünsche ich mir, so zu sein wie du. Gerade bei diesem Wetter. Jemand, der nichts zu trinken braucht, der nicht schwitzt, dem Hitze und Kälte nichts ausmachen – der ist fein heraus.«

»Aber dem können wir ja abhelfen«, entgegnete Macabros lächelnd. »Auf der anderen Seite würde ich nämlich ganz gern einen Schluck zu mir nehmen. Aber davon hätte mein anderes Ich mehr als ich. Gehen wir zur Bar, Rich! Bei einem Drink können wir die Angelegenheit gründlich besprechen.«

Als die beiden Männer sich der Bar unter dem Schilf dach näherten, kam es zum Wechsel zwischen dem Zweitkörper Macabros und dem Originalkörper Björn Hellmarks.

Ein einziger konzentrierter Gedanke auf der Insel Marlos, von Hellmark gedacht, beorderte im Bruchteil einer Sekunde den Zweitkörper auf die Insel zurück, und es kam zum direkten Kontakt zwischen Hellmark und Macabros, der einfach notwendig war, um den Sprung über die riesige Entfernung zu schaffen.

Nur wer jetzt aufmerksam Richard Patricks Seite im Auge behielt, hätte erkannt, daß sich dort für die Länge eines Atemzuges niemand befand, daß in der vor Hitze flirrenden Luft der Körper des blonden, hochgewachsenen Mannes mit den Zügen eines Abenteurers, sich ganz flüchtig nur wie ein Schemen zeigte.

Man konnte es für Hitzeflimmern halten, das auf dem Betondach des Hotels lag.

Im nächsten Moment nämlich war der Körper wieder klar zu sehen, obwohl es schien, als wäre er unmittelbar davor doppelt zu erkennen gewesen.

Dies war auch der Fall. Björn Hellmark war, wollte er sich auf diese Weise von einem Ort zum anderen versetzen, immer auf die Hilfe seines Doppelkörpers angewiesen.

Er löschte seinen Zweitkörper aus und stand nun aus Fleisch und Blut, wie er leibte und lebte, neben seinem Freund Richard Patrick, der diesen plötzlichen Körperaustausch mehr unbewußt, denn bewußt mitbekommen hatte.

»Jetzt kennen wir uns schon so lange, Björn«, sagte er leise. »Aber ich kann mich einfach nicht daran gewöhnen…«

An der Bar nahmen sie einen Drink ein und erörterten in aller

Offenheit das Geschehen, das sich in der Nähe von Sykesville und Baltimore ereignet hatte und um dessen Aufklärung sich nicht nur die Polizei, sondern auch Richard Patrick und sein Stab von Mitarbeitern bemühte.

»In diesem Zusammenhang ist interessant, daß Mrs. Robertson einen Privatdetektiv beauftragt hat, nach dem angeblichen Verschwinden ihres Mannes zu fahnden. Ich neige dazu, anzunehmen, daß es sich sowohl im Fall Jennifer Arnes wie auch in dem Harald Robertsons um ein Ereignis handelt, das wir mit der lapidaren Bezeichnung ›spurlos verschwunden‹ einordnen können. Zwei Fälle innerhalb weniger Stunden und an fast einunddemselben Ort, lassen aufhorchen, so etwas gab es bisher noch nie. Die Fakten sind noch frisch. Die Wahrscheinlichkeit, da weiterzumachen, wo gezwungenermaßen aufgehört wurde, schätze ich sehr hoch ein. Ich versuche inzwischen alles über jene Jennifer Arnes herauszubekommen. Was für ein Mensch war sie? Womit hat sie sich beschäftigt? Wer waren ihre Freunde – außer jenem Percy Morgan, mit dem ich ebenfalls ein Gespräch suchen werde. Gibt es eine – und sei sie auch noch so gering – Gemeinsamkeit zwischen Jennifer Arnes und Harald Robertson? Oder hat das Schicksal einfach blindlings zugeschlagen? Haben sich in einem bestimmten Moment die Ausläufer zweier Universen berührt und ist in diesem Augenblick gewissermaßen ein Loch zwischen diesen beiden so unterschiedlichen Gebilden entstanden, so daß zwei Menschen innerhalb weniger Stunden durch die gleichen oder ähnlichen Ereignisse kurzerhand verschwanden?«

»Wenn es so ist, dann gehört dies einfach in die Sparte ›übernatürliche Abläufe‹, an denen wir nichts ändern können«, murmelte Björn. »Wenn jedoch dämonische Geisterkräfte dahinterstecken, wenn hier etwas bewußt gezielt gesteuert wird, um unsere Aufmerksamkeit zu erregen, dann sieht die Sache schon anders aus.«

Richard Patrick nickte. »Ich neige eher zum zweiten. Und auch die Begegnung mit Ferguson wird zeigen, daß ich mit meiner Vermutung richtig hege. Wo er nur bleibt?«

Der Verleger blickte sich um. Auf der Dachterrasse war alles unverändert. Aus dem Lift trat gerade ein Kellner, der einige Schalen mit Speiseeis brachte.

»Eigentlich müßte sich das ganz schnell feststellen lassen«, warf Björn Hellmark ein.

»Wie meinst du das, Björn?«

»Man müßte einfach dorthin gehen, wo Jennifer Arnes verschwand, wo auch Harald Robertson spurlos untertauchte. Wenn diese Stellen gewissermaßen > verseuche sind – so möchte ich es mal

bezeichnen –, müßte sich der Vorgang beliebig oft wiederholen lassen, nicht wahr?«

Nach Hellmarks Worten herrschte einige Sekunden lang betretenes Schweigen. Man sah Richard Patrick an, wie es hinter seiner hohen Stirn arbeitete.

»Dieser Gedanke hat etwas für sich«, antwortete er schließlich geistesabwesend. »Aber – ihn auszuführen dürfte nicht ganz ungefährlich sein. So wie früher schon Gegenstände und Menschen verschwanden, wie es immer wieder zu rätselhaftem Verschwinden auch heutzutage kommt, würde derjenige, der versuchte, einen solchen Vorgang zu provozieren, ebenfalls untertauchen, und man würde nie wieder etwas von ihm hören. Außerdem gibt es dabei einen kleinen Schönheitsfehler, Björn. Denken wir doch daran, daß man versucht hat, die Verschwundene zu finden. Nicht nur vor drei oder vier Tagen, auch in der Zeit davor, wo sich derartige Phänomene zeigten. Percy Morgan hat ausgesagt, daß er stundenlang auf der Wiese irrte und er gerade die Stelle, wo seine Freundin Jennifer sich in Luft auflöste, immer wieder abgetastet und aufgesucht hat. Ohne Ergebnis! Er verschwand nicht. Weshalb nicht, Björn?«

»Die Antwort darauf ist ganz einfach, Rich. Offensichtlich sind bestimmte Situationen, die niemand von uns kennt, dafür maßgebend. Zu einem bestimmten Zeitpunkt müssen ganz bestimmte Umweltbedingungen oder – um es genauer zu bezeichnen – Bedingungen im Bereich jener anderen Universen, die das unsere streifen, vorhanden sein. Nur dann kann das ausgelöst werden, was passiert ist. Ich habe mich mit diesen Phänomenen schon seit langem befaßt. Es steht fest, daß Gegenstände und Menschen, die heute verschwanden, nach Wochen und Monaten, manche sogar nach Jahren, doch wieder auftauchten, ohne daß sich herausfinden ließ, wo sie sich in dieser Zeit aufgehalten haben. Man kann sich das nur so erklären, daß die gleiche Kraft, die Gegenstände und Menschen aus unserer Welt herauslöst, auch im umgekehrten Sinn wieder wirksam wird. Warum dies manchmal und nicht immer geschieht, warum es überhaupt geschieht – das alles sind Fragen, die sich möglicherweise nie beantworten lassen. Es sei denn, daß uns einer eine Art Antwort gibt…«

Richard Patrick wußte sofort, auf wen sein Freund Björn Hellmark anspielte. Das war Al Nafuur, der geheimnisvolle Geistpriester, der den Untergang Xantilons vor mehr als zwanzigtausend Jahren mitmachte und in einem Reich zwischen Diesseits und Jenseits seine geistige Existenz fortführte. Von Fall zu Fall nahm Al Nafuur, der Priester der › Weißen Kaste ‹ Xantilons Kontakt mit seinem Schützling Björn Hellmark auf. Er hatte sich als ein sehr humoriger Mann erwiesen, der zu manchem Scherz aufgelegt war und der Hellmark –

wenn es in seiner Macht stand – wichtige Hinweise und Intuitionen gab, die er ihm auf telepathischem Weg mitteilte.

Doch zu diesem rätselhaften Phänomen, das die Gemüter auch jener berührte und beschäftigte, die nicht direkt damit konfrontiert wurden, die hin und wieder etwas hörten oder in Zeitschriften lasen – zu diesem Phänomen hatte Al Nafuur sich bis zur Stunde nicht geäußert.

»Da ist noch etwas anderes«, fuhr Hellmark fort. »Ich habe es nie ernsthaft versucht, weil sich mir keine direkte Situation bot. Doch in Anbetracht der Tatsache, daß Molochos Unruhe stiftet, daß er immer wieder versucht, Menschen für sich zu gewinnen, oder die mit mir Einiggehenden und mich in eine Falle zu locken, läßt mich die ganze Sache in einem anderen Licht sehen. Ich kann mich natürlich irren. Was nicht verwunderlich wäre in Anbetracht der Verworrenheit der Dinge. Dies käme eben doch auf einen Versuch an. Ein unnötiges Risiko einzugehen – das nützt allerdings niemand. Ich glaube aber, daß es einen Weg gibt, das Risiko so gering wie möglich zu halten. Und diesen Weg, Rich, hast du bereits eingeschlagen. Du hast Kontakte zu Menschen aufgenommen, die sich mit diesen Phänomenen beschäftigten und vor allem auch die zuletzt in Mitleidenschaft gezogenen Personen kennen. Daran sollten wir anknüpfen.«

Der mit Hellmark befreundete Verleger nickte. »Man müßte das Netz derer, die mit jenen konferieren, welche vor vier Tagen mit den Dingen zu tun hatten, erweitern. Das geht dir doch durch den Kopf, nicht wahr?«

»Genau. Man müßte mit Mrs. Lindon sprechen, man müßte noch mal Percy Morgan ins Gespräch ziehen, man dürfte vor allen Dingen auch Mrs. Robertson nicht außer acht lassen, die möglicherweise etwas ganz anderes im Verschwinden ihres Mannes sieht und deshalb einen Privatdetektiv beauftragt hat. Wer weiß, was gerade all diese Aktivitäten, die unweigerlich durch Jennifer Arnes' und Harald Robertsons Verschwinden ausgelöst wurden, noch für Kreise nach sich zieht. Wer weiß, welche Gefahr gerade dadurch entsteht, weil Mehrfachinitiativen bestehen, die noch niemand abschätzen kann. Nein, Rich, mir gefällt das alles nicht. Zu all den Unbekannten, die ich in anderen Fällen sehe, sind hier bei den letzten beiden Ereignissen neue Unbekannte hinzugekommen, die mir keine Ruhe lassen.«

Richard Patrick griff nach seinem Glas. »Gerade dir müßte es doch möglich sein, Informationen aus erster Hand zu beziehen. Mit Macabros, mit deiner Fähigkeit dich zu verdoppeln, könntest du doch…«

Er führte seine Gedanken nicht weiter aus, als er sah, daß Hellmark den Kopf schüttelte.

»Leider ist das nicht so einfach, Rich. Ich kann mich hier in dieser Welt jederzeit versetzen und Macabros überall dort, wo ich es wünsche, auftauchen lassen. Doch ich kann die Grenzen der Dimensionen mit meinem Zweitkörper nicht sprengen. Würde ich mich jedoch dort aufhalten, dann bereitete es mir jedenfalls keine Schwierigkeit, auch in dieser Welt an zwei Orten zur gleichen Zeit zu sein. Aber daran sollte es nicht scheitern. Wenn es dir recht ist, warte ich gern noch die Begegnung mit Ferguson ab und werde dann Carminia und Rani von den Vorgängen berichten, damit wir uns gemeinsam…«

Björn Hellmark unterbrach sich plötzlich.

Er sah in den Augen seines Freundes einen Ausdruck des Schreckens. Ungläubigkeit, Verwirrung und Ratlosigkeit zeichneten Richard Patricks Gesicht.

Im gleichen Augenblick tönte ein schriller Aufschrei über die Terrasse, eine allgemeine Unruhe entstand, Menschen sprangen auf und liefen aufgeregt von ihren Plätzen, die sie bis kurz zuvor innegehabt hatten.

»Oh, mein Gott«, entrann es Richard Patricks Lippen.

Hellmark warf seinen Kopf herum. »Was ist denn los? Was…« Die restlichen Worte blieben ihm wie ein Kloß im Hals stecken.

Von der weit geöffneten, gläsernen Aufzugtür wankte ein Mensch mit letzter Kraft.

Es handelte sich um einen Mann, dessen Erscheinen wie die Explosion einer Bombe wirkte.

Der Mann war fast zwei Meter groß und überragte die anderen Menschen, die vor ihm zurückwichen oder aufsprangen, als sie auf ihn aufmerksam wurden.

Die Haare hingen dem Ankömmling wirr und verklebt an der Stirn. Über Gesicht, Schultern und Brust liefen breite, rote Streifen wie die Hinterlassenschaft einer riesigen Krallenhand.

Das Hemd hing zerfetzt am Körper des Mannes, der sich kaum noch auf den Beinen heilten konnte.

Statt daß die Menschen auf ihn zuliefen, um ihn zu stützen und ihm zu helfen, bewirkte sein Vorhandensein genau das Gegenteil. Alle Welt floh vor ihm.

Der Mann, der blutüberströmt wie eine böse Erscheinung mitten unter diesen fröhlichen, Erholung und Ruhe suchenden Gästen der Open-Air-Bar auf dem Dach des Hotels Ambassador auftauchte, war…

»Ferguson!« entfuhr es Richard Patrick mit Grabesstimme.

*

Da gab es keinen Grund mehr zum Überlegen.

Björn Hellmark reagierte eine ganze Sekunde schneller als Richard Patrick.

Der blonde Deutsche mit dem markant geschnittenen Gesicht und der sonnengebräunten Haut, sprang von seinem Platz an der Bar, lief quer an den dicht stehenden Tischen und Liegen vorüber und bahnte sich einen Weg durch die Neugierigen, die sich im Nu versammelte hatten.

Thomas Ferguson taumelte, fiel gegen einen Pflanzkübel, und der Baum mit den großen, schattenspendenden Blättern kippte zur Seite. Ferguson stürzte mit zu Boden.

Jemand im Hintergrund schrie nach einem Arzt. Eine Frau in Fergusons unmittelbarer Nähe wurde ohnmächtig.

Der breite Kübel knallte mit voller Wucht auf einen Tisch, wo Getränke und Eisbecher standen, die wie von unsichtbaren Händen davongefegt wurden. Die Gläser zersplitterten auf dem Betonboden der Dachterrasse.

»Bitte – so machen Sie doch Platz!« verlangte Hellmark mit scharfer Stimme, als sich ihm mehrere Personen in den Weg stellten und um den Stürzenden drängelten, so daß Björn nicht schnell genug an Ort und Stelle konnte.

Er drückte kurzerhand zwei kräftige Männer zur Seite und sprang nach vorn, über eine Liege und den Pflanzkübel hinweg, schaffte es aber nicht mehr rechtzeitig, Fergusons Sturz zu verhindern.

Im nächsten Moment kniete Björn neben dem Mann, den Richard Patrick die ganze Zeit über sehnlichst erwartet hatte.

Ferguson sah furchtbar aus.

Er atmete heftig, seine Augenlider flatterten, und nur hin und wieder hob er sie an und blickte stumpf in die Runde.

Da tauchte auch Richard Patrick auf.

Der untersetzte Mann mit dem schütteren Haar wirkte blaß und verstört. Nur mühsam konnte Patrick seiner Stimme einen ruhigen Klang geben.

»Ferguson… was ist denn passiert… wie sehen Sie denn aus?«

Abgehackt kamen die Worte über seinen Mund.

»Patrick…? Sind Sie es, Patrick?« Die Stimme des Schwerverletzten war wie ein Hauch.

»Ja, Ferguson.«

Björn Hellmark hatte sich einfach von einer nahen Liege ein weiches Kissen genommen und bettete den Kopf des Mannes darauf.

Ein Umstehender reichte ein gefülltes Glas mit frischem Wasser.

Björn führte es an die trockenen, aufgesprungenen Lippen des Mannes. Ferguson hatte kaum die Kraft zu trinken, obwohl er nach jedem Tropfen Flüssigkeit förmlich lechzte.

Vorsichtig träufelte Björn Hellmark Schluck für Schluck in Thomas

Fergusons Mundhöhle.

Jemand reichte ein Handtuch. Wortlos ergriff es Patrick und tupfte damit die am schlimmsten aussehende Wunden ab.

Die Verletzungen waren tief. Ferguson war geschwächt, bewegte die Lippen und wollte etwas sagen, aber kein Ton kam aus seiner Kehle.

Er atmete flach und schnell. Sein Puls raste.

Richard Patrick und Björn Hellmark warfen sich einen raschen Blick zu.

Thomas Fergusons Leben hing an einem seidenen Faden.

Seit seiner auf diese Weise unerwarteten Ankunft hier auf der Dachterrasse des Hotels waren erst zwei Minuten vergangen, und doch schien es den beiden Männern wie eine Ewigkeit.

Im Hotel gab es einen Arzt. Er mußte jeden Augenblick da sein.

»Was ist geschehen, Ferguson?« stellte Richard Patrick noch mal seine Frage und tupfte mit dem zusammengefalteten Handtuch die Stirn des Mannes ab, auf der Blut und kalter Schweiß sich mengten.

»Was… was ist…?« stammelte Ferguson schwach.

Er schien die Stimme seines Gesprächspartners zwar vernommen zu haben, aber den Sinn der Worte hatte er nicht verstanden.

Patrick wiederholte seine Frage. Langsam und deutlich sprach er jedes Wort und hatte dabei den Mund dicht am Ohr des Schwerverletzten.

Plötzlich öffnete Thomas Ferguson die Augen. Man merkte ihm an, wie schwer es ihm fiel, sich zu dieser Bewegung durchzuringen. »Wir waren… doch hier… verabredet, Patrick… erst im Aufzug… hat es… angefangen… die Verletzungen… hat mich viel Kraft und Blut… gekostet.«

Er sprach abgehackt und kaum verständlich. Etliche Wortfetzen blieben auch Björn und Richard Patrick unverständlich.

Die tiefen Wunden an seinem Körper waren erst im Aufzug entstanden? Wußte Thomas Ferguson wirklich noch, was er da sagte?

Patrick bezweifelte es. Fergusons Hirn litt unter dem Blutverlust und dem Sauerstoffmangel, und die Schwäche des Verletzten nahm sichtbar zu.

»… ich war…«, brachte Ferguson mit größter Anstrengung seine letzten Worte heraus, »in der Krypta der Regenbogenmenschen…«

Sein Kopf fiel zur Seite.

Der Arzt aus dem Hotel kam gerade dazu und konnte nur noch den Tod des Mannes feststellen.

*

Sie hatten den vor Schweiß triefenden Rücken des muskulösen

Eingeborenen ständig vor sich.

Mit wuchtigen Schlägen hieb der Schwarze hochwachsende Stauden und das Blattwerk nieder, kappte Lianen und Luftwurzeln, die ihnen den Weg versperrten.

Sie befanden sich mitten in der grünen Hölle des Urwaldes am Amazonas.

Die Gruppe bestand aus insgesamt neun Personen, vier Frauen und fünf Männer.

Die Expeditionsteilnehmer, die vor einer Woche in Manáus aufgebrochen waren, suchten im Auftrag der brasilianischen Regierung nach einem neuen, bisher unbekannten Indiostamm, der sich angeblich am Flußlauf des Urubú, einem der vielen riesigen Seitenarme des Amazonas, befinden sollte. Durch einen Missionar war die Kunde weitergegeben worden. Ein sterbender Eingeborener in Manáus hatte davon gesprochen, daß es in diesem Teil des Urwaldes kleine unbekannte Stämme gäbe, von denen die Weltöffentlichkeit noch nichts ahnte. Bis auf den heutigen Tag – so unwahrscheinlich dies klingen mochte – waren sie von jeglicher Zivilisation unberührt geblieben und würden noch so leben wie ihre Ahnen, von denen sie alles, was sie für ihre in diesen Breiten beschwerliche Existenz zum Leben benötigten, gelernt hätten.

Wenn man von dem unbekannten Stamm sprach, benutzte man nur das Wort ›Desconocidos‹ was soviel bedeutete wie die ›Fremden‹, die ›Seltsamen‹…

Doch die Männer und Frauen, die das Wagnis auf sich genommen hatten, in den Urwald des Amazonas einzudringen und dem Oberlauf des Urubú zu folgen, nachdem sie eine Zeitlang von Manáus aus stromaufwärts gefahren waren, wollten mehr wissen über diese Eingeborenen.

Rund zehn Kilometer von der Stelle entfernt, an der sie sich befanden, lagen gutgetarnt in einer Bucht die beiden Boote, mit denen sie hierher gekommen waren. Nun entfernten sie sich vom Urubú und wagten den Schritt ins unbekannte Hinterland, das der Dschungel beherrschte.

Hier in diesem treibhausfeuchten Klima wuchsen die Pflanzen mit erschreckender Geschwindigkeit. Die Männer und Frauen, die an der Expedition teilnahmen, wußten genau, daß sie von dem Pfad, den sie jetzt schlugen, morgen nichts mehr finden würden. Alles würde wieder zugewachsen sein.

In der heißen Hölle wurde jeder Schritt zur Qual. Die Gruppe kam nur langsam vorwärts. Jeder von ihnen war bewaffnet und die Gewehre jederzeit leicht zu entsichern, um einer eventuellen Gefahr rechtzeitig und schnell zu begegnen.

Diese Gefahren lauerten im Schlamm der Flußniederungen.

Alligatoren waren es, und auf dem Weg bis dahin Schlangen, die blitzartig aus dichten Wipfeln schossen, sich um den Körper des Opfers wickelten und es zu erdrücken versuchten. Gezielte Schüsse hatten jedoch bisher dafür gesorgt, daß es in der Gruppe zu keinem Ausfall kam.

Die mühsame Wanderung durch das unzugängliche Gelände ging weiter.

Der Abend dämmerte bereits und der Führer der Expeditionsteilnehmer, Jack Slaton, der unmittelbar hinter dem muskulösen Neger ging, wandte kurz den Kopf, hielt die ausgestreckte Hand zurück und deutete den Nachfolgenden an, daß sie diesen Fußmarsch noch etwa zehn bis fünfzehn Minuten fortsetzten, um dann das Lager für die Nacht zu bereiten.

Es war das zweite Lager, das sie seit Verlassen ihrer Boote im Urwald errichteten. In der ersten Nacht hatten die abwechselnd eingesetzten Wachen keine besonderen Vorkommnisse registriert. Es war alles ruhig geblieben.

Dabei mußten sie sich mitten in jenem Gebiet befinden, wo die ›Desconocidos‹ sich angeblich aufhielten. Slaton hatte seinen Begleitern größte Aufmerksamkeit eingeschärft, weil über die Reaktion dieses unbekannten Stammes so gut wie nichts bekannt war und er sich nur auf das verlassen konnte, was von dem sterbenden Eingeborenen an den Pater weitergegeben worden war.

Demnach hatten sie es – sollte es zu einem Zusammenstoß kommen – mit einem kriegerischen Stamm zu tun.

Jeder ›Desconocidos‹ befand sich auf der untersten Stufe der Primitivität, und es gab Gerüchte, die sie sogar als – Kannibalen bezeichneten.

In Verbindung mit einer primitiven Naturreligion sollte dieses Volk angeblich seinen zahlreichen Göttinnen und Göttern opfern und bei dieser Gelegenheit Menschenopfer darbringen. In diesem Zusammenhang mußte Jack Slaton an gewisse Vorgänge denken, die sich vor nicht allzu langer Zeit in einigen Eingeborenendörfern an der Flußmündung zwischen Amazonas und Urubú abgespielt hatten. Mehrere Männer und Frauen waren nachts aus ihren Hütten geraubt und verschleppt worden. Spuren wiesen darauf hin, daß die Fährte nicht zum Fluß hinunterführte, sondern direkt in die grüne Hölle.

Von selbst waren die Opfer nicht davongelaufen. Auch das stand fest. Jemand hatte sie abgeholt. Jemand, von dem man nichts Näheres wußte.

Doch die Eingeborenen schwiegen darüber. Bis auf jenen, der sich dem Pater anvertraute. So kam der Stein ins Rollen.

Von jenem Eingeborenen und dem Pater stammten auch die Hinweise, daß es sich nur um Kannibalen handeln könne, die sich so

weit an den Oberlauf des Urubú vorgewagt hatten. Doch auch diesem Mann, mit dem sie sich vor ihrer Abreise noch unterhielten, war nicht bekannt, um welchen Stamm es sich handeln könnte, von dem man annehmen mußte, daß er noch kannibalische Bräuche pflegte.

Die Dunkelheit nahm rasch zu, und Jack Slaton entschloß sich, den Weitermarsch abzubrechen.

Auf einer leicht ansteigenden Lichtung schlugen sie ihr Lager auf.

Wortlos wurden die Zelte aufgebaut, während die Frauen damit begannen, eine Feuerstelle zu errichten und in einem Topf mitgeführte Konserven zu erhitzen. Abgekämpft und müde hockte man um die Feuerstelle, aß und sprach kaum ein Wort miteinander. Man sah den Expeditionsteilnehmern die Strapazen des Fußmarsches durch den Urwald an.

Die Wachen für die Nacht wurden eingeteilt. Alle zwei Stunden sollte ein Wechsel erfolgen. Der muskulöse, breitschultrige Eingeborene, der sie seit Manáus begleitete, legte sich direkt an der Feuerstelle nieder, schlief zusammengekauert wie ein Tier auf dem Boden. Er war nicht dazu zu bewegen, im Zelt seinen Schlafplatz einzunehmen. Das Schlafen unter freiem Himmel zog er vor.

Die Zelte waren im Schutz eines Erdwalls und dicht stehender Bäume errichtet worden. Mit dem Einbruch der Nacht begann das gespenstige Leben in der undurchdringlichen Wildnis. Die Dunkelheit konnte niemand mit seinen Blicken durchbohren.

Es knackte und raschelte im Busch, Schreie von Papageien und anderen Vögeln hallten durch die Finsternis, und allerlei nicht identifizierbare Laute summierten sich zu einem bunten Wirrwarr, der hin und wieder verebbte, durch das geringste Geräusch aber sofort wieder auflebte.

Man sah nichts. Doch unter jedem Blatt, hinter jedem Busch war die tropische Welt mit prallem Leben erfüllt.

Es waren aber nicht nur Tiere, die sich in der Nähe des Lagers aufhielten, die durch den langsam erlöschenden Feuerschein angezogen oder erschreckt wurden – da war noch mehr…

Irgend etwas lauerte in der Dunkelheit und beobachtete das stille Lager mit den Zelten. Nicht die Augen eines Tieres brannten. Die eines Menschen?

Nein – auch das nicht…

*

Aus der kurzen Zeit, die Björn Hellmark ursprünglich auf den Bahamas zubringen wollte, waren mehr als sechs Stunden geworden. Die Verletzungen, die zu Thomas Fergusons Tod führten, hatten verständlicherweise die polizeilichen Behörden auf den Plan gerufen.

Richard Patrick wurde einem langen Verhör unterzogen, nachdem er zu erkennen gegeben hatte, daß er sich ursprünglich mit Ferguson im Hotel treffen wollte.

Es gab auch keinen Grund für ihn, dies zu verschweigen.

Ferguson war Privatdetektiv, der schon viele hervorragende Beobachtungen für Patrick durchgeführt hatte.

Man konnte annehmen und rekonstruieren, daß Thomas Ferguson mit seinem Privatflugzeug auf die Bahamas geflogen war, daß er gesund und unverletzt das Hotel betrat, dann aber hier oben nach dem Verlassen des Aufzuges blutüberströmt und tödlich verletzt eintraf.

Wie war so etwas möglich?

Diese Frage stellten sich allen, die direkt mit dem Fall zu tun hatten und denen sich die Haare sträubten, weil sie keine Erklärung dafür fanden.

Die stundenlangen Recherchen, die die Polizei ausführlich und genau durchführten, brachten an den Tag, daß Thomas Ferguson offensichtlich als einziger den Lift benutzt hatte. Es gab keinen Zeugen, der darauf hingewiesen hätte, daß sich außer Ferguson zum fraglichen Zeitpunkt jemand im Aufzug befand. Der Polizeichef war natürlicherweise auch von der Überlegung ausgegangen, daß Thomas Ferguson möglicherweise – und nur dies kam ja auch in Frage – seinem Mörder im Aufzug begegnete.

Aber da gab es zumindest zwei auffallende Widersprüche, die man einfach nicht außer acht lassen konnte.

Erstens konnte man sich einfach nicht vorstellen, mit welcher Waffe Thomas Ferguson so zugerichtet worden war. Von seiner Stirn über Gesicht, Brust, Arme und Beine hinweg befand sich eine einzige riesige Kratzwunde, für die es keine Erklärung gab.

Tiefe Furchen waren in seinen Körper gegraben, als hätte die Krallenhand eines Monsters nach ihm geschlagen.

Zweitens – der Aufzug war zu den Fluren und Korridoren hin durchsichtig. Dort hatte er eine Glaswand, und jedermann, der durch die Korridore ging, konnte einen Blick in den Aufzug werfen und alles darin sehen.

Mehr als siebenhundert Menschen hielten sich zur Zeit im Hotel auf. Es konnten vierzehn Personen ausfindig gemacht werden, die behaupteten, Thomas Ferguson als alleinigen Fahrgast im Lift gesehen zu haben. Der Polizeichef stand vor einem Rätsel und zweifelte an seinem Verstand.

»Irgend jemand hat etwas übersehen, oder wir werden alle auf Teufel komm’ raus belogen«, war sein Kommentar zu den Dingen.

Ein Mensch, zu Tode verletzt, schleppte sich aus einem Lift, der auf der Dachterrasse des Hotels hielt, weil Ungeheuerliches passiert war, das niemand sich erklären konnte.

All diese Dinge bekam Björn Hellmark erst viel später mit, weil er sich, nachdem die Polizei eingetroffen war, absetzte, um die Verwirrung und das Durcheinander nicht noch größer zu gestalten. Er hätte sich in die Diskussion um das unheimliche Geschehen einschalten und schwerwiegende Fragen beantworten müssen, die zu diesem Zeitpunkt für ihn äußerst unangenehm gewesen wären.

Wo kam er her? Schon bei der Beantwortung dieser Frage fing alles an. Hätte er einfach sagen sollen »von Marlos, der unsichtbaren Insel«? Er hätte sich dem Gespött der Leute preisgegeben.

So nutzte er die Zeit, die Richard Patrick gezwungenermaßen noch mit dem Polizeichef und seinen Begleitern verbrachte, um nach Marlos zurückzukehren, um das Gespräch mit Rani und Carminia zu suchen. Er weihte sie über alles ein, was er in der Zwischenzeit erfahren hatte.

Rani Mahay und Carminia Brado, die Frau, die er liebte, versagten ihre Unterstützung nicht. Carminia wollte Kontakt zu der Frau des verschwundenen Harald Robertson aufnehmen, Rani Mahay übernahm den Privatdetektiv, den Mrs. Robertson bestellt hatte, und Björn Hellmark hatte sich vorgenommen, die Gegend in der Nähe der Verbindungsstraße Sykesville – Baltimore näher in Augenschein zu nehmen.

Auf der Insel hielten sich zu diesem Zeitpunkt noch Jim, der Guuf, und Pepe, Hellmarks Adoptivsohn auf, den er aus den Urwäldern Yukatans mitgebracht hatte, wo dem Jungen wegen seiner parapsychologischen Talente das Leben zur Hölle gemacht worden war. Man sah in ihm ein Kind des Teufels, einen leibhaftigen Dämon…

Dabei war Pepe ein fröhlicher, unbeschwerter Junge, für allerlei Unsinn aufgelegt, begeistert vom Gitarrenspielen, und in der meisten Zeit am Tag lag er sich mit Jim, dem Guuf, in den Haaren. Auch dieser Junge hatte ein schweres, einmaliges Schicksal hinter sich. Jim war das Kind eines dämonischen Wesens, trug aber nichts von den finsteren, unheilvollen Gedanken in seinem Kopf, war nicht minder ausgelassen und fröhlich wie der dunkelgelockte Junge aus den Urwäldern Yukatans, auch wenn sein Aussehen im ersten Moment erschreckte. Jim war das lebendige Beispiel dafür, wie sehr man lernen mußte, daß die äußere Gestalt allein nichts bedeutete. Er konnte keiner Fliege etwas zuleide tun, war aufrichtig, ehrlich, klug und hatte ganz die sanfte Art seiner menschlichen Mutter geerbt.

Wieder mal nicht auf der Insel – wie so oft in der letzten Zeit – waren Camilla Davies und Alan Kennan. Die beiden nahmen ihre Aufgabe, Verbündete zu suchen, sie zu beobachten, um herauszufinden, ob sie wirklich guten Willens waren und Hellmark und seine kleine Mannschaft nicht verrieten, sehr ernst. Ihre fleißige Kleinarbeit schien sich nun auszuzahlen. Alan und Camilla hatten einige Entdeckungen gemacht, und Björn Hellmark rechnete fest

damit, schon in aller Kürze neue Besucher und damit Freunde für Marlos zu gewinnen.

Diese Unterstützung aus allen Teilen der Bevölkerung, von überall her auf der Welt, war nötiger denn je.

Während der letzten Monate waren entscheidende Veränderungen in der Strategie der Unheilbringer eingetreten. Es schien, als hätte Rha-Ta-N'my, die Dämonengöttin, in einem fernen Universum über den Lauf der Dinge ständig unterrichtet, nur den einen Wunsch, wieder auf die Erde zurückzukehren, wo ihre Wiege stand, als sich urzeitliche Kontinente formten. Kontinente, wie das legendäre Mu, das nicht minder sagenhafte Lemuria, damals in der Glut der Urflammen, wie Eisen in der Esse geschmiedet wurde, entstanden.

Das war die Zeit der Geister und Dämonen, noch ehe menschliches Leben auf der Erde erschien. Das war die Zeit der Rha-Ta-N'my. Ihre Herrschaft begann, und eines Tages – durch einen geheimnisvollen Vorgang, der nie geklärt werden konnte, aber aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem späteren Untergang Xantilons zusammenhing – verlor sie sie wieder.

So vielschichtig die Probleme waren, die in ferner Vergangenheit begonnen hatten, die in der Gegenwart jeden einzelnen betrafen und auch für die Zukunft schon ausgelegt waren, so vielschichtig waren die Gefahren, die seither lauerten und für die sich immer wieder Menschen durch ihre eigene Entscheidung bereit fanden und darauf eingingen. Sie glaubten, wenn sie Pakte schlossen, von den Mächten der Finsternis belohnt zu werden. Sie glaubten, damit zu Macht und Einfluß zu gelangen, was auch in vielen Fällen der Fall war. Doch es war ein böser Einfluß und eine verderbliche Macht, die ihnen gehörte. Sie gewannen Macht über ihre Mitmenschen, und dämonisches Wollen paarte sich mit menschlicher Gier nach Besitz und Reichtum, nach Einfluß und Macht. Dies wiederum war der beste Nährboden für jene Finsteren, die den Untergang der Menschen wollten.

Carminias und Ranis Ziel war klar, und sie verließen Marlos auf jene ungewöhnliche und doch für sie natürliche Weise, die für sie so selbstverständlich war, wie der Schlag ihres Herzens, wie Ein- und Ausatmen.

Björn Hellmark plauderte noch eine Weile mit Jim, dem Guuf und ging dann mit ihnen zu der Lichtung in der Nähe der Geisterhöhle, wo sich seine Trophäen befanden, die er im Verlauf seines Kampfes gegen Molochos und dessen Schergen dort angesammelt hatte, und die ihm wertvolle Hilfe leisten sollten in der Bezwingung seines Todfeindes.

Doch er ging nicht in die Höhle hinein, sondern blieb draußen in der von blühenden Büschen umstandenen Bucht, wo sie den Geistspiegel aus den magischen Gärten des Hestus Stück für Stück montiert hatten. Jenes kostbare Gebilde, das Carminia Brado in einer

anderen Dimension entdeckte und das ihr Erbe aus der Vergangenheit war, wie sich dabei herausgestellt hatte, dieses kostbare Gebilde hatte ihr Leben bereichert. Mit Hilfe dieses Geistspiegels, der in der Tat ein pures Geistesgebilde jener war, die sich gegen die massive Wucht von Rha-Ta-N'mys Heeren stellten, war es ihnen von nun an möglich, auch jeden Ort außerhalb dieser Dimension zu erreichen, der als Station von Hestus und seinen Vertrauten eingerichtet worden war. Mit dem Begriff ›Station‹ bezeichneten Björn Hellmark und seine Freunde jene fragwürdigen Stellen, die dazu prädestiniert waren, daß sich etwas Unheimliches, Gefährliches, Bedrohliches zusammenbraute, weil Dämonen in Urzeiten schon begonnen hatten, bestimmte, umrissene Abschnitte mit ihren Einflüssen zu verseuchen. Und genau dort, an jenen Stellen, würden sich immer wieder geheimnisvolle Unglücke, rätselhafte Vorfälle, gespenstige Begegnungen wiederholen. Die Erfahrung lehrte dies. Aber mit dem Spiegel konnten sie auch hier in der dritten Dimension, in ihrer Welt, in der sie lebten und die sie liebten, auch jene Orte erreichen, die seit Urzeiten vom Geist des Bösen und der Vernichtung beeinflußt waren. Damit boten sich ihnen zwei Möglichkeiten gegen die Kräfte des Unheils.

Dies brachte Björn Hellmark plötzlich auf eine Idee.

Er blickte gedankenversunken auf das runde, spiegelförmige Gebilde, das aus lauter Segmenten zusammengesetzt war. Und diese Segmente wiederum setzten sich aus tausenden und abertausenden schimmernder, winziger Punkte zusammen. Nur wenn man ganz genau hinsah und sich äußerst anstrengte, dann war zu erkennen, daß diese Punkte kleine Öffnungen waren, in denen ein pulsierendes Licht wirkte, das von irgendwoher kam, ohne daß eine bestimmte Quelle dafür zu nennen gewesen wäre.

»Was hast du vor, Björn?« fragte Pepe unvermittelt, als er Hellmarks angespanntes Gesicht sah.

»Ich lasse es auf einen Versuch ankommen, Pepe. Schiefgehen kann eigentlich nichts. Wenn die Dinge, von denen ich heute erfahren habe, mit Molochos zu tun haben, wenn er seine Hände im Spiel hat, um eine neue Falle aufzubauen, dann ist dies der beste und schnellste Weg, um ihm ins Handwerk zu pfuschen.«

Pepe und Jim, der Guuf, die selbst schon eine Reise durch den ›Geistspiegel‹ hinter sich hatten, wußten nur zu gut, was Hellmarks Worte bedeuteten.

»Du hast also die Absicht, dich an jenen Ort zu katapultieren, wo der Verkehrsunfall stattgefunden hat, nicht wahr?« fragte Pepe klar und deutlich.

»Richtig, mein Junge. Manchmal hat man das Gefühl, du kannst Gedanken lesen.«

»Und ob! Wenn man dich so lange kennt, wie ich, dann weiß man

langsam, was hinter deiner Stirn vorgeht.«

Björn lächelte still vor sich hin, als er Pepe so altklug reden hörte.

In diesen Sekunden gingen Hellmark viele Gedanken durch den Kopf. Nur wenn es wirklich eine Verbindung mit den Mächten aus dem Unsichtbaren, aus der Welt der Dämonen, zu jener Stelle gab, wo Robertson sich nach seinem Unfall noch angeblich entfernt hatte – dann würde er auch jetzt genau dorthin getragen werden, wo das Ereignis bedrohlich sich auswirkte und eventuell wie ein Moloch weitere unschuldige Menschen verschlang. Instinktiv fühlte Hellmark, daß etwas eingeleitet worden war, mit dem er sich auseinandersetzen mußte, ehe es weitere Kreise zog.

»Und ihr beiden macht keinen Unfug«, sagte er, sich Jim und Pepe zuwendend. Seine Miene war ernst. »Ich will nicht, daß ihr etwas plant ohne meine Erlaubnis, ohne daß ich darüber unterrichtet bin. Jim - Pepe – ich denke, wir haben uns verstanden?«

»Du willst also nicht, daß wir, wie du den Spiegel benutzen?« fragte Pepe schnell.

»Genau! Es macht immer wieder Spaß zusehen, wie schnell du verstehst…« Hellmark lachte. Er fuhr mit der Rechten durch Pepes schwarzen Wuschelkopf. Und der Junge nickte eifrig.

»Okay, Björn. Das Versprechen kann ich dir geben«, sagte der Vierzehnjährige aus den Urwäldern Yukatans.

»Und ich auch, Björn«, klang es bestätigend aus Jims Mund.

Der schimmernde Spiegel lag wie ein See vor Hellmark. Und dann sprang Björn. Als ob er in einen Teich springen würde. Die Richtung und das Segment selbst konnte er nicht bestimmen. In dem Augenblick, als er sich nach vorn warf und nur von dem Gedanken erfüllt war, Unheil abzuwenden, wenn es für Jennifer Arnes und Harald Robertson und für andere, von denen man vielleicht bisher nur noch nichts wußte, existierte – von dem Augenblick an war er ganz auf die über Jahrtausende nachwirkenden geistigen Programme jener angewiesen, die dieses Gebilde geschaffen hatten.

Gab es eine Station der Gefahr, die damals in der fernen Zeit des Hestus schon eine Bedeuturig gehabt hatte und die nun wieder bedeutungsvoll geworden war?

Innerhalb weniger Augenblicke würde er es genau wissen…

Jedermann, der beobachten konnte, auf welche Weise Björn Hellmark den Spiegel benutzte, wie er die Insel verließ, wäre zweifelsohne im ersten Moment schockiert gewesen.

Deutlich war zu sehen, wie Hellmarks Körper förmlich von einer unsichtbaren Macht angesogen wurde. Mit rasender Geschwindigkeit veränderte sich dabei seine äußere Form, seine Substanz und sein Volumen. Hellmarks Leib wurde zu einem länglichen, grauen Rauchschweif, der von einer winzigen Öffnung innerhalb eines

bestimmten Segments angesaugt wurde.

Blitzschnell und lautlos spielte sich dieses ans Gespenstige erinnernde Ereignis ab.

Der Nebelstreif verschwand, der graue, schimmernde ›Geistspiegel‹ hatte ihn aufgenommen, und Björn Hellmark, der für den Bruchteil einer Sekunde nur noch aus purem Bewußtsein bestand, hatte das Gefühl, in die Unendlichkeit des Universums geschleudert zu werden.

Eine graue, raunende Welt hüllte ihn ein, die er körperlos passierte, und dann erstand um ihn herum schon wieder eine neue, andere Umgebung, die sich aus der Dunkelheit schälte.

Hellmark fühlte festen Boden unter den Füßen.

In diesem Moment, als er an seinem vermutlichen Ziel ankam, registrierte er etwas, das er instinktiv mit seinem Bewußtsein voll aufnahm, ohne es jedoch später begreifen zu können.

Ehe die Dunkelheit einer natürlichen Nacht ihn umhüllte, sah er einen riesigen, regenbogenfarbenen Schleier, der diese Dunkelheit durchsetzte und in dem ein nicht minder riesiges, unheimliches Gesicht – eine Mischung zwischen Teufel und Dämon – sich abzeichnete.

Ebenso schnell wie er dieses seltsame Bild in sich aufnahm, verschwand es auch wieder, und die Dunkelheit ringsum – das begriff er im ersten Moment – war die natürliche Dunkelheit einer natürlichen Welt.

Er sah Büsche und Baume als Silhouette gegen den Himmel und einen Pfad, der sich auf einem ansteigenden Erdwall unmittelbar in seiner Blickrichtung befand.

Am bewölkten Himmel blinkten einzelne Sterne.

Die Luft war kühl, aber nicht unangenehm. Hellmark atmete tief ein.

Dies war nicht die Stelle, wo er vermutet hatte anzukommen. Der Unfall zwischen den beiden Fahrzeugen auf der Verbindungsstraße Sykesville – Baltimore war mitten auf der Fahrbahn passiert, aber er stand auf einer Wiese, deren genaue Lage noch ein Rätsel für ihn war.

Da durchfuhr es ihn plötzlich wie elektrischer Strom.

Die Wiese, von der Richard Patrick ihm erzählt hatte… Hier war Jennifer Arnes verschwunden. Genau an dieser Stelle, an der er stand?

Hellmark zweifelte keine Sekunde.

An dieser Stelle war demnach vor langer Zeit – vielleicht zu einem Zeitpunkt, als es noch gar keine Menschen auf der Erde gab – schon mal etwas geschehen, was in der jüngsten Vergangenheit Goldie Lindon und nun Jennifer Arnes zugestoßen war…

Aber – es wirkte sich nicht in gleichem Maß auf ihn aus, obwohl er sich daranmachte, jenen Ort seiner Ankunft genau zu untersuchen und abzutasten. Alles war ganz normal, natürlich, es gab nichts, was er in

irgendeiner Weise als verdächtig hätte einstufen müssen.

Hellmark war weit und breit der einzige Mensch. Er überquerte die Wiese, erklomm den niedrigen Hügel und sah auf der anderen Seite der Straße zwischen den Bäumen das Wohnhaus der Lindons.

Bis auf ein Fenster, das hell erleuchtet war, lag das Gebäude im Dunkeln.

Dort, wo Licht brannte, bewegte sich verwaschen die Silhouette einer Person.

Es war der Raum der Lindon-Tochter Goldie.

*

Seit drei Tagen fühlte Betty Lindon eine Unruhe in sich, wie sie sie schon lange nicht mehr gekannt hatte.

Mit dem Auftauchen jenes Mannes aus Ohio – Percy Morgan – hatte alles wieder begonnen, und die alte Wunde war aufgerissen worden.

Goldie, mehr denn je dachte sie an ihre Tochter.

Betty Lindon atmete tief, nahm liebevoll eine der Puppen in die Hand, die Goldie in Reih und Glied auf der Bank neben dem Fenster sitzen hatte, betrachtete sie eingehend und preßte sie dann fest an ihr glühendes Gesicht.

»Goldie… Goldie… wenn du nur wieder hier wärst…«, wisperte sie mit Tränen in den Augen.

Sie starrte aus dem Fenster, hinunter in die Dunkelheit.

Im Moment war sie allein zu Hause. Bruce, ihr Mann, und ein Großteil der auf der Farm Beschäftigten befanden sich auf einer Parteiversammlung in Baltimore, auf der ein Senator eine Rede hielt.

Andere Fannarbeiter hatten sich in ihre Unterkünfte zurückgezogen, die jenseits des Haupthauses hinter dem kleinen Wald lagen, den die Lindons aus begreiflichen Gründen bis zum heutigen Tag nicht abgeholzt hatten.

Betty Lindon preßte ihre heiße Stirn gegen das kühle Glas und starrte gedankenversunken und voller Unruhe auf die Straße, dann hinüber zur Wiese, die vollkommen im Finstern lag, wo sich das Unheil seinerzeit abgespielt hatte.

Minuten verstrichen. Da gab sich die Frau plötzlich einen Ruck, sah noch mal durch das kleine, ordentlich aufgeräumte Zimmer, löschte das licht und stieg über die Treppe nach unten.

Es schien, als hätte Betty Lindon plötzlich einen Ruf vernommen, der ihr galt und sie veranlaßte, das Farmhaus zu verlassen.

Sie hatte Sehnsucht, jene Stelle aufzusuchen, wo Goldie damals spielte und schließlich auf unheimliche Weise verschwand.

Sie zog die Tür hinter sich ins Schloß, lief zum Gatter, überquerte

die Straße und eilte den sanft abfallenden Hügel hinunter, der direkt zur Wiese führte.

Betty Lindon atmete schnell. Ihr Herz schlug wie rasend, und sie fühlte das Pochen bis an ihre Kehle.

Im Traum hätte sie die Stelle wieder gefunden. Wie oft war sie anfangs hier gewesen, in der Hoffnung, Goldie wieder zu begegnen. Anfangs hatte sie das Gefühl gehabt, daß alles nur ein böser Traum war, der in dem Augenblick endete, da sie die Augen aufschlug und sich wach in ihrem Bett fand. Dieser Gedanke war zur fixen Idee geworden und hatte dafür gesorgt, daß sie lange Zeit unter Depressionen litt, die nur mit einiger Geschicklichkeit durch einen guten Psychotherapeuten in Baltimore eingedämmt werden konnte und nicht zum Wahnsinn führten.

Betty Lindon erreichte die Stelle und blickte mit glänzenden, feucht schimmernden Augen in die Runde. Ein schmerzliches Lächeln spielte um ihre Lippen. »Goldie… hallo… Goldie… kannst du mich hören?«

Ihre Stimme verhallte.

»Wenn du mich hörst, Goldie… gib doch Antwort… bitte… gib doch Antwort! Wenn du dich irgendwo in der Nähe versteckt hast, komm doch heraus! Es ist schon dunkel. Bald wird es Nacht sein, und ich möchte nicht, daß du ganz allein hier draußen bleibst. Komm doch mit zurück… komm mit ins Haus!«

Die Worte sprudelten über ihre Lippen, und die Frau wirkte aufs äußerste erregt.

Da, plötzlich in der Dunkelheit, zeigte sich eine Gestalt.

Betty Lindon riß die Augen auf, schloß sie wieder und preßte sie fest zusammen, als wolle sie damit ein vermeintliches Trugbild verscheuchen.

Als sie die Augen wieder öffnete, war die Gestalt noch immer da.

Nur einen Schritt von ihr entfernt – sie brauchte lediglich den Arm auszustrecken – hockte mitten im Gras ein etwa zwölfjähriges Mädchen mit langen, blonden Zöpfen und einem luftigen, weißen Sommerkleid, das mit lustigen Farbtupfern versehen war.

Betty Lindon stand im ersten Moment wie zur Salzsäule erstarrt. Sie war unfähig, auch nur eine einzige Bewegung zu machen.

Ihre Augen brannten, als hätte jemand ätzende Säure hineingeschüttet.

Dann drang wild und schrill der Aufschrei aus ihrer Kehle. »Goldie!« schrie sie wie von Sinnen und stürzte nach vorn.

*

Auch in der Nacht kühlten die hohen Tagestemperaturen kaum ab.

Monique Duval, eine Soziologin, die sich Jack Slatons Expedition in Manáus angeschlossen hatte, warf sich unruhig von einer Seite zur anderen.

Die Französin lag auf ihrer Luftmatratze und fand keinen Schlaf. Sie war nur zugedeckt mit einem hauchdünnen, weißen Laken, unter dem sie völlig nackt lag.

Die dunkelhaarige, braungebrannte Frau schlug das Laken zurück und schob es mit ihren langen Beinen auf die Seite.

Einige Minuten lag Monique Duval mit offenen Augen da, starrte zu dem hellen, beigen Himmel der Zeltplane über ihr, und viele Gedanken strömten auf sie ein.

Dann wandte sie den Kopf und warf einen Blick auf die andere Seite, wo hinter einer dünnen, durchscheinenden Stoffwand, ein zweiter weiblicher Körper lag. Das war Brenda, die aus London stammte und als medizinische Assistentin in einem Krankenhaus in Manáus gearbeitet hatte, als Slaton dort seine Truppe traf und sie sich spontan bereit erklärte, mitzugehen auf die Suche nach dem unbekannten Eingeborenenstamm.

Brenda schlief. Ruhige, tiefe Atemzüge verkündeten, daß sie in einen erholsamen Schlaf gefallen war.

Auch Monique Duval bemühte sich noch einige Male verzweifelt, jene Ruhe zu finden, nach der sie sich so sehnte. Doch eine unerklärliche Unruhe erfüllte sie, und tausend unwichtige Dinge gingen ihr durch den Kopf.

Monique Duval richtete sich auf, griff nach dem leichten, weit schwingenden Leinenkleid, das auf einer Stange hing, und schlüpfte hinein. Mit flinken Fingern schlang sie den Gürtel um ihre schlanke Taille, zog dann ihre Schuhe an und verließ das Zelt.

Sie reckte beide Arme gen Himmel, streckte ihren Körper und sah vom Zeltausgang aus die dunkle Gestalt vor dem erlöschenden Feuer am Boden hocken, leicht nach vorn gebeugt.

Das war der Mann, der in den nächsten beiden Stunden Wache hielt.

Die Tropennacht hüllte alles in eine tiefe, undurchdringliche Schwärze, in der die Geräusche aus dem Dschungel nie und nimmer verstummten.

Monique Duval machte nur einen einzigen Schritt. Kaum zu hören war das Rasseln unter ihren Füßen. Und doch reagierte der Mann dort vorn sofort.

Er flog förmlich herum und hielt die Waffe im Anschlag.

Im Aufspringen kam ein erleichterter Seufzer über seine Lippen. »Ach, Monique… Sie sind das…«

Die Französin ging lächelnd auf ihn zu.

»Ist etwas?« sprach der Mann sie an.

»Ich kann nicht schlafen. Das ist alles.«

»Aber nach dem anstrengenden Marsch heute…«

»…geht es trotzdem nicht«, fiel sie dem Mann ins Wort. »Der Fußmarsch war eine Strapaze, und doch finde ich keine Ruhe. Ich schlafe minutenweise ein und wache wieder auf. Jetzt bin ich vollkommen munter, und nichts hält mich im Zelt mehr. Ich mache einen kleinen Spaziergang ums Lager.«

Der Mann, der ihr gegenüberstand, schüttelte den Kopf. »Würde ich Ihnen nicht empfehlen, Monique. Jack ist streng dagegen. Wir müssen damit rechnen, daß wir seit den frühen Mittagsstunden beobachtet werden. Wir selbst haben niemand bemerkt, aber müssen davon ausgehen, daß andere unsere Ankunft in diesem unerforschten Gebiet möglicherweise sehr genau und aufgeregt konstatierten.«

Die Französin lachte leise. »Ich war sehr aufmerksam, Walt… aber mir ist nichts aufgefallen. Ich habe unsere Umgebung genau beobachtet; wenn jemand in der Nähe gewesen wäre, hätte ich bestimmt etwas bemerkt. Ich bin ganz wild darauf, jene unbekannten Kannibalen zu entdecken.«

»Sie haben keine Tropenerfahrung, Monique«, mußte sie sich sagen lassen. »Wir sind Fremde hier, gewissermaßen Eindringlinge und mit dieser mörderischen Umwelt kaum vertraut. Außer drei Personen – unter ihnen unser Leiter, Jack Slaton – hat von uns niemand Tropenerfahrung. Das ist ein Manko für uns alle. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als streng jene Anordnungen zu befolgen, die diejenigen geben, von denen wir annehmen müssen, daß sie über die Gegend hier mehr wissen…«

»Natürlich, Walt. So habe ich es ja auch nicht gemeint. Ich wäre die Letzte, die unvorsichtig ist. Ich möchte weder Ihnen noch mir Ärger bereiten. Aber ich vertrete mir mal die Füße, und dann muß ich dorthin verschwinden, was gemeinhin als Toilette bezeichnet wird. Da es keine öffentlichen Anstalten hier gibt, muß ich wohl den dritten Busch von links nehmen. Ich bin gleich wieder zurück.«

Der Mann nickte. »In Ordnung! Ich warte hier auf Sie.«

Mit leichten Schritten und wiegendem Gang verschwand Monique Duval in der Dunkelheit zwischen den massigen Baumstämmen.

Der zur Zeit für die Wache Verantwortliche ging bis an die äußerste Grenze des Lagerplatzes, lauschte in die Nacht und hielt gleichzeitig die Zelte im Auge, die so dicht nebeneinander standen, daß man sie mit einem Bück übersah.

Von Monique Duval war nichts mehr zu hören. Die Geräusche der Nacht aus dem Dschungel erfüllten ständig die Luft und waren zu einer Art Begleitmusik für alle geworden, an die sie sich bereits gewöhnt hatten.

Monique Duval entfernte sich etwa zehn Schritte vom Lager, als es

plötzlich geschah.

Zwei braune, ölig verschmierte Arme stießen blitzschnell wie zwei Schlangen aus dem Unterholz und packten zu. Noch ehe die Französin auch nur einen einzigen Laut von sich geben konnte, preßte sich schon eine nach Schweiß und einem scharfen, nicht identifizierbaren Duft riechende Hand auf ihren Mund.

Die Soziologin wurde auf den Boden gerissen.

Zwei, drei, vier dunkle Gestalten sprangen lautlos aus Nachtverstecken und warfen sich über sie.

Die Augen der Französin waren weit geöffnet.

Sie sah die grell geschminkten, bizarr und dämonisch wirkenden Gesichter vor sich, sah das fanatische kalte Glitzern in den auf sie gerichteten Augen.

Es gab keine Chance für sie, sich zur Wehr zu setzen und Hilfe herbeizuholen.

Fast lautlos und mit einer Geschwindigkeit, die ihr kaum bewußt wurde, spielten sich die ungeheuerlichen Dinge ab.

Mit roher Gewalt wurden ihr die Arme nach vom gerissen. Dann fesselte man ihre Armgelenke aneinander und band ebenfalls die Füße zusammen. Im nächsten Moment wurde ihr ein schmutziger Lappen in den Mund geschoben, der sie zum Würgen brachte.

Dann zog einer der Eingeborenen, die der großgewachsenen Französin nur bis zur Achselhöhle reichten, eine Stange aus dem Unterholz; diese wurde zwischen die Hand- und Fußfessel geschoben. Monique Duval hing daran wie ein Opfertier.

Das Herz der jungen Französin schlug bis zum Hals, kalter Schweiß perlte von ihrem Gesicht, und mit weitaufgerissenen Augen versuchte sie, die Dinge in sich aufzunehmen und zu begreifen.

Das waren sie… Angehörige jenes fremden Stammes, dem sie auf der Fährte waren, von dem sie jedoch nicht ahnten, daß sie sich so in der Nähe aufhielten.

Demnach wurden sie also die ganze Zeit schon beobachtet – genau wie Walt vorhin gesagt hatte.

Und jetzt hatten sie nur einen günstigen Augenblick abgewartet. Wahrscheinlich wollten sie einen nach dem anderen entführen. Und mit ihr wurde der Anfang gemacht, weil sich eine günstigere Situation gar nicht denken ließ.

Wieviel geheimnisvolle Angreifer lauerten im Dunkeln rings um das Lager?

Monique Duval hätte es gern gewußt und ihr Wissen oder ihre Warnung hinausgeschrien in die Nacht, um Walt und die anderen auf die tödliche Gefahr aufmerksam zu machen. Doch genau das war ihr versagt.

Sie sah die ölig glänzenden Körper der Eingeborenen, erblickte die

dunklen, zerfetzten Lendenschurze, die mit grünen und blauen, seltsam wirkenden Symbolen bemalt waren, die wiederum Ähnlichkeit hatten mit den Zeichnungen in ihren Gesichtern.

Monique Duval wurde ins Dickicht verschleppt, hinein in die Dunkelheit, immer weiter fort vom Lager, wo sie bis vor wenigen Augenblicken Geborgenheit gehabt hatte.

Angst ergriff ihr Herz. Was würde mit ihr geschehen?

Sie mußte an die Gerüchte denken, die im Umlauf waren. Da war noch niemand, der aus einem Eingeborenendorf entführt worden war, je wieder zurückgekommen.

Schon nach wenigen Augenblicken vermochte sie nicht mehr zu sagen, in welcher Richtung das Lager sich befand.

Seltsam – wie das menschliche Hirn doch oft funktionierte! Da schwebte sie in Todesgefahr und versuchte Dinge zu registrieren, die ihr später – wenn sie es schaffte, sich möglicherweise doch noch aus den Klauen dieser Feinde zu befreien – von Nutzen sein konnten. Sie dachte schon für die Zukunft voraus, weil sie nicht fassen konnte, daß ihr Leben so zu Ende gehen sollte.

Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen und versuchte verzweifelt ihre Hände auseinanderzureißen und die faserigen Schnüre, die sie banden, zu zersprengen. Doch die Eingeborenen hatten ganze Arbeit geleistet. Auf diese Weise jedenfalls waren die Fesseln nicht zu lösen.

Es war erstaunlich und erschreckend, mit welcher Schnelligkeit und Leichtigkeit sich die Angreifer durch die dichte grüne Hölle bewegten. Sie schienen jeden Fußbreit Boden genau zu kennen.

In der Nähe gluckerte ein Sumpf, ein Vogel schrie gellend auf und ließ eine ganze Schimpfkanonade los, als sie seinen Schlafplatz passierten.

Doch selbst dieses Geräusch war nichts Besonderes und würde die Schläfer im Lager nicht auf den Plan rufen. Wie oft kam es vor, daß ein aufgeschrecktes Tier plötzliche Schreie von sich gab, um dann wieder zu verstummen.

Es kam Monique Duval so vor, als ob der Weg abwärts in eine Art Senke zwischen Bäumen und Büschen führe. Dann streiften Zweige, kein Blattwerk mehr, ihre samtene, nun zerschundene Haut. Eine Lichtung lag vor ihnen.

Die Eingeborenen, die das vordere und hintere Ende der langen, kräftigen Stange auf ihren Schultern liegen hatten und sie daran gefesselt mitschleppten, liefen jetzt seitlich zu einem Erdhügel, der sich kaum sichtbar von den hohen Büschen und dem Unterholz abzeichnete.

Und es ging – in den Erdhügel hinein!

Monique Duval, die bei vollem Bewußtsein war, erkannte es erst im letzten Augenblick.

Das Blattwerk wurde von zwei vorauseilenden Eingeborenen zur Seite gedrückt. Dahinter zeichnete sich ein düsterer Stollen ab, in dem ein unheimlich flackernder Widerschein zu sehen war.

In regelmäßigen Abständen brannten im Innern der Erdhöhle, in die es immer tiefer hineinging, Feuer. Die verschlungenen Wege neigten sich sanft abwärts, dem Mittelpunkt der Höhle zu.

Die Luft war rußig und voller Rauch und brannte in ihren Augen. Monique Duval mußte unterdrückt husten.

Im Innern der Höhle befanden sich ebenfalls zahlreiche glimmende Feuerstellen.

Sie schufen eine merkwürdige, gespenstische Atmosphäre, die alles nur noch unterstrich.

Monique Duval vernahm hinter einer dicken Mauer dumpfes, monotones Murmeln. Es waren noch mehr Eingeborene in der Höhle! Sie kamen jetzt aus dem Hintergrund und waren nicht minder bizarr und schrecklich gezeichnet wie jene, die das Lager die ganze Zeit über beobachtet hatten.

Die beiden Träger ließen die Stange von ihrer Schulter gleiten. Monique Duval befand sich genau im Zentrum der Höhle, mitten zwischen den kleinen flackernden Feuern, die die Luft mit Ruß und Rauch durchsetzten, daß das Atmen zur Qual wurde.

Die Augen der Französin tränten. Hinter dem Schleier nahm sie die Dinge und die Umgebung nur noch schemenhaft wahr.

Die Entführte lag auf dem Boden. Dann wurde die Stange, an die sie gefesselt war, zwischen ihren Fuß- und Armfesseln herausgezogen.

Dadurch wurde die junge Frau in die Lage versetzt, eine gewisse Bewegungsfreiheit auszunutzen. Sie konnte sich drehen und wenden, aufrichten, aber greifen und davonlaufen – das konnte sie nicht.

Das erste, was sie versuchte, war, sich aus dem Staub aufzurichten.

Da berührte sie mit ihrem linken Ellbogen etwas Hartes, Scharfkantiges.

Ein Stein, dachte sie.

Sie wandte den Kopf, und das Grauen ließ ihre Nackenhaare sich sträuben.

Das war kein Stein!

Aus dem Staub grinste ihr ein bleicher Totenschädel entgegen. Monique Duval hatte mit dem Ellbogen eines der ausgeschalteten, eingekerbten Augenlöcher berührt.

Sie war verloren! Woran sie nie hatte glauben wollen, daß es das noch gab – es existierte tatsächlich. Menschen auf der primitivsten Stufe ihres Daseins.

Kannibalen…

*

Der für die Wache Verantwortliche zündete sich eine Zigarette an.

Er ließ den Blick in die Runde schweifen und lenkte ihn dann in jene Richtung, wo Monique Duval verschwunden war.

Sie dehnte ihren Spaziergang für seine Begriffe etwas zu lange aus.

»Hallo, Monique?!« rief er in die Dunkelheit der grünen Hölle. Laut genug, um eigentlich von der Soziologin, die wie abgesprochen, sich nicht mehr als zehn Meter vom Lager hatte entfernen wollen, vernommen zu werden.

Er erwartete auch aus allernächster Nähe einen Zuruf.

Doch der kam nicht…

Da zögerte der Engländer keine Sekunde länger, den gleichen Weg zu gehen wie die Französin zuvor.

»Hallo, Monique? Sind Sie in der Nähe? So antworten Sie doch!« sagte er immer wieder.

Er schlug sich durch die Büsche, benützte den kleinen, verschlungenen Pfad, ließ den breitgefächerten Strahl der Taschenlampe über die gewaltigen Urwaldpflanzen wandern und leuchtete dunkle Ecken aus.

Von Monique Duval keine Spur!

Da – der Mann fuhr wie unter einem Peitschenschlag zusammen. Spuren eines Kampfes! Der Boden war aufgewühlt, mehrere Äste und Blätter von den Büschen gerissen.

Den für die Wache Verantwortlichen hielt es keine Sekunde länger an diesem Ort.

Er hetzte den Weg ins Lager zurück und alarmierte die Schlafenden. Einer nach dem anderen stürzte oder taumelte noch schlaftrunken aus den Zelten.

»Was ist denn los, Walt?« Jack Slaton war der erste, der auf der Bildfläche erschien.

»Monique Duval ist verschwunden.«

»Das kann nicht sein. Sie liegt noch in ihrem Zelt. Und…«

Der Wachhabende schüttelte den Kopf. »Eben nicht! Sie ging mal raus. Als sie nicht mehr zurückkam, habe ich nach dem Rechten gesehen, aber sie ist nirgends zu finden…«

Jack Slaton bewies, daß er ein Mann schneller Entschlüsse war.

»Alle kommen mit«, bestimmte er. »Niemand bleibt hier im Lager zurück. Da ist etwas faul. Ich habe geahnt, daß sie auf der Lauer liegen. Wir suchen Monique. Und – wir bleiben alle zusammen, komme niemand auf den Gedanken, sich von der Gruppe abzusetzen…«

Im Nu war alles organisiert.

Sie schlüpften in ihre Schuhe und waren nur mit dem Notdürftigsten bekleidet, aber alle ausgestattet mit einem entsicherten

Gewehr und einer funktionierenden Stablampe, mit der sie ihre unmittelbare Nähe zum Tag machten.

Jack Slaton und der muskulöse Neger, der sie seit Manáus begleitete, gingen der Gruppe voran. Der Engländer Walt bildete den Abschluß.

Die Gruppe ging den Weg, den Monique Duval eingeschlagen hatte. Slaton fand die Spuren des Kampfes, und es gab von dieser Sekunde an bei niemand mehr den geringsten Zweifel, daß sie alle tatsächlich belauert worden waren, daß möglicherweise Moniques Spaziergang den Plan der Eingeborenen jedoch durcheinander warf. Beinahe sah es so aus, als hätten sie dadurch ihren ursprünglichen Plan, das ganze Lager zu überfallen, vorerst verschieben müssen.

Aber auch die Möglichkeit, sich einen nach dem anderen herauszupflücken, mußte er sich vor Augen halten.

Sie untersuchten die Umgebung. So gut es im Schein der Taschenlampen möglich war, drangen sie in das Unterholz ein. Sie achteten auf besondere Geräusche und riefen immer wieder nach Monique Duval, ohne jedoch von ihr eine Antwort zu erhalten. Außer den Spuren am Ort des Überfalls selbst gab es keine anderen, die sie hätten weiterführen können.

»Es hat keinen Sinn«, ließ Slaton sich schließlich vernehmen. »Es ist zu dunkel, auf diese Weise finden wir sie nicht, wir müssen warten, bis es Tag wird. Es tut mir leid… aber das Risiko, einen weiteren Teilnehmer unserer Gruppe zu verlieren, möchte ich nicht eingehen…«

Im stillen mußten sie ihm zugestehen, daß er recht hatte.

Beklommen und sorgenvoll, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, machten sie sich auf den Weg zurück ins Lager.

Wieder führte Slaton die Gruppe.

Plötzlich verharrte er im Schritt. »Hört mal! Da ist doch etwas?«

Die anderen hielten den Atem an und lauschten.

Die ewig gleichen Geräusche…

Aber nein… da war doch noch etwas anderes…

»Da stöhnt doch jemand!« wisperte Jack Slaton.

Aber aus welcher Richtung kam dieses Stöhnen?

Mitten im Dschungel war es schwierig, die Stelle zu finden.

»Es ist ganz in der Nähe…« bemerkte Walt.

Slaton nickte.

»Dann werden wir sie auch finden«, antwortete er rauh. Er war überzeugt davon, daß es sich nur um Monique Duval handelte. Wer sonst hätte sich mitten in der grünen Hölle des Amazonas, rund dreißig Meilen vom Lauf des Urubú entfernt, aufhalten sollen?

Außer den unbekannten Eingeborenen, den sogenannten ›Desconocidos‹, die man hier nun erst recht vermuten mußte, konnte

schließlich niemand hier sein.

Wenige Minuten später wurde er eines Besseren belehrt.

Sie gingen dem Stöhnen nach. Dabei blieben sie dicht zusammen.

»Da ist jemand, Jack!« drang es plötzlich von der Seite her.

Es war Brenda, die englische Medizinische Assistentin aus dem Hospital von Manáus.

»Monique?!« sagte Slaton mit belegter Stimme, sich an den anderen vorbeidrückend.

Halb von Laub, von Erde und Schmutz bedeckt, lag eine Frau vor ihnen.

Sie hatte langes, rotblondes Haar, das halb ihr Gesicht verdeckte.

Das konnte niemals Monique sein! Deren Haare waren schwarz.

Zu zweit machten sie sich daran, die stöhnende Frau mit dem blassen, ovalen Gesicht vom Laub zu befreien.

An der Stelle, wohin sie gefallen war, war der Boden muldenförmig eingedrückt.

Die Augenlider der Unbekannten zuckten, sie war völlig entkräftet. Offenbar von einem längeren Marsch.

Jack Slatons Hirn begann sofort zu arbeiten. Gab es außer ihrer Expedition noch eine weitere? War dieser unbekannten jungen Frau möglicherweise etwas Ähnliches zugestoßen wie Monique Duval, – nur – hier war es scheinbar gelungen, den Widersachern zu entkommen?

Er kniete neben der Unbekannten, die müde und erschöpft ihren Kopf gegen einen Baum lehnte und schwach atmete.

»Sie hat Fieber, Jack«, sagte Brenda, als sie das heiße Gesicht betastete.

Haut und Hände der Unbekannten waren rissig und spröde, die Zunge geschwollen.

»Sie muß Durst haben«, sagte Slaton leise. »Aber niemand von uns hat etwas dabei. Wir müssen so schnell wie möglich ins Lager zurück. Nicht nur in ihrem, auch in unserem eigenen Interesse.«

Ihnen allen war es nicht mehr ganz geheuer. Monique Duval war noch immer verschwunden – dafür hatten sie eine wildfremde Frau gefunden, die eigentlich gar nicht hier sein dürfte!

»Seht euch ihre Schuhe an«, schüttelte Slaton den Kopf, als er persönlich die Fremde auf seine Arme nahm. Sie war leicht. »Damit läuft doch kein Mensch durch den Urwald des Amazonas…«

Gemeint waren ihre Stöckelschuhe.

Die Unbekannte hatte den Kopf an Slatons Schulter gelegt und gab immer wieder dieses klagende Stöhnen von sich.

»Wer sind Sie?« fragte Jack Slaton mit deutlicher klarer Stimme.

Das Stöhnen verstärkte sich, aber keine Antwort erfolgte.

Da wiederholte er seine Frage.

»Wo kommen Sie her? Wer sind Sie? Wie kommen Sie in diese Gegend?« Er betonte jedes einzelne Wort.

»Ich… weiß… nicht«, bewegte die Unbekannte plötzlich ihre Lippen. Sie hatte Mühe, ihre Worte zu formen. Ihre Zunge saß ihr wie ein Kloß im Mund.

»Wo ist Ihr Lager? Sie müssen doch von irgendwoher gekommen sein?« Jack Slaton ließ nicht locker. Dieser Dialog, den er beginnen wollte, war wichtig aus zweierlei Gründen. Zum ersten hatte er tatsächlich die Chance, etwas aus der Unbekannten herauszuholen, zum zweiten war es nützlich für sie, wenn sie ständig angesprochen wurde, damit langsam ihre Lebensgeister, ihre Aktivität wieder erwachten.

»Lager?« Ihre Stimme klang wie ein Hauch neben seinem Ohr auf. »Wieso Lager…?«

Immerhin – sie reagierte schon, auch wenn ihr Gedächtnis noch große Lücken aufwies.

Auf dem Weg zurück zu ihren Zelten, versuchte Slaton es immer wieder. Minutenlang reagierte die Frau auf seinen Armen überhaupt nicht. Es schien, als würde sie in einen tiefen Schlaf fallen, um nie wieder zu erwachen.

»Reißen Sie sich zusammen! Sie dürfen nicht schlafen. Sie dürfen nicht… gleich bekommen Sie Wasser, noch einige Minuten, dann sind wir im Lager…«

Sekundenlang stand ihr Atem still. Erschrocken blieb Slaton stehen. War es zu spät? Hatte die Fremde ihr Leben ausgehaucht?

Da hörte er sie seufzen, und es fiel ihm ein Stein vom Herzen. Diese mysteriöse Geschichte konnte er nicht so einfach auf sich beruhen lassen. Hier gingen Dinge vor, die die Grenzen seines Wissens sprengten.

»Trinken… Wasser… ja«, entrann es der rauhen Kehle der Fremden. »Warum nur… dieser Durst… Percy… wo ist Percy?«

Es bereitete Slaton einige Mühe, die Worte zu verstehen, doch da er sich ganz auf die Unbekannte konzentrierte, war es ihm möglich, eine ganze Menge mitzubekommen.

»Wer ist Percy?«

»Percy Morgan…« Weiter sagte sie nichts.

»Ist er aus Ihrem Lager?«

»Lager… was wollen Sie immer nur mit dem Lager? Sie scheinen mich mit jemand zu verwechseln.«

Sie gab sich mit dem Reden große Mühe und legte ihre ganze Kraft in die Mitteilungen, die Slaton ihr entlockte.

»Ich bin doch Jenny… Jennifer Arnes…«

*

Sie konnte es nicht fassen. »Goldie?« fragte sie mit zitternder Stimme.

Betty Lindon war nach zwei Schritten plötzlich stehengeblieben und streckte vorsichtig die Hand nach dem Mädchen aus, das da vor ihr hockte und gedankenversunken im Gras spielte.

Warum aber reagierte ihre Tochter nicht auf ihren Anruf?

Betty Lindon streckte ihre Hand weiter aus. Jetzt… jetzt müßte sie den Körper dieses Mädchens berühren. Aber ihre Hand stieß wie in einen Nebel, und Goldie Lindon war überhaupt nicht vorhanden!

Die Farmersfrau schrie gellend.

Sie stürzte zu Boden und tastete wie von Sinnen das kühle, feuchte Gras ab, auf dem ihre Tochter eben noch gesessen hatte.

»Goldie… Goldie… mein Gott… Goldie… wo bist du denn? Warum – versteckst du dich denn schon wieder?«

Ein Schatten fiel von der Seite her auf sie.

Betty Lindon nahm ihn nur beiläufig wahr und interessierte sich überhaupt nicht für ihn. Ihr ganzes Interesse war nur auf diese eine Stelle gerichtet, wo sie eben Goldie gesehen hatte – und wo sie wieder verschwunden war.

Betty Lindon erlitt einen Nervenzusammenbruch. Sie schrie, schluchzte und riß Grasbüschel aus dem Boden.

Da griffen zwei Hände nach ihr und zogen sie langsam in die Höhe.

»Was ist denn?« fragte eine besonnene und sympathische Stimme. »Was haben Sie denn, Madam?«

Betty Lindon wandte dem großgewachsenen, blonden Mann mit der sonnengebräunten Haut ihr bleiches, von Schmerz und Sorge gezeichnetes Gesicht zu. »Goldie… sie war… eben hier… ich habe sie doch… deutlich… gesehen…« Ihre Stimme klang wie ein Hauch.

Und dann erzählte sie dem Fremden, dem sie erstaunlicherweise rasch Vertrauen entgegenbrachte, die Geschichte ihrer verschwundenen Tochter.

Betty Lindon weinte. Björn Hellmark, der die Farmersfrau hatte aus dem Haus kommen und über die Straße laufen sehen, war ihr gefolgt und Zeuge ihres Verhaltens geworden.

Er ahnte, welches Drama sich abgespielt hatte.

»Wo ist sie denn? Können Sie mir nicht sagen, wo sie sich aufhält?« fragte sie schluchzend.

Björn schüttelte den Kopf. »Es tut nur leid, Madam, aber – da ist niemand. Verstehen Sie?«

Die Augen der Farmersfrau wurden groß wie Untertassen. »Niemand?« fragte sie gedehnt. »Aber ich… ich… habe sie doch mit eigenen Augen… gesehen«, stieß sie hervor.

»Nein, Madam, Sie haben sich getäuscht. Da war niemand. Auch

ich stand in der Nähe.«

Betty Lindon hielt den Atem an. Ihre Lippen bewegten sich, aber kein Wort drang aus ihrer Kehle. Sie machte einen nervösen Eindruck und riß sich dann plötzlich und unerwartet von Hellmark los.

»Sie lügen! Sie haben etwas damit zu tun!« Ihre Stimme überschlug sich und hallte schrill und schaurig durch die Nacht.

Betty Lindon wich zwei, drei Schritte von Hellmark zurück, zeigte wild gestikulierend auf die Stelle zu ihren Füßen und lachte dann wie eine Irrsinnige. »Da ist sie ja, da ist sie ja wieder, Goldie, meine liebe Tochter.«

Björn Hellmark sah nichts. Hier brauchte man über keine besonders ausgeprägte Menschenkenntnis zu verfügen, um festzustellen, daß die Farmersfrau unter enormer nervlicher Anspannung stand, daß diese Anspannung sich in diesen Minuten auf eine Weise äußerte, die befürchten ließ, daß Betty Lindon über kurz oder lang den Verstand verlor.

Drei Jahre lag der Tag zurück, an dem ihre Tochter verschwand. Björn Hellmark konnte der Frau nur zu gut nachfühlen, was in ihr während der Zeit vorgegangen war, um diesen Verlust zu verarbeiten. Sie war nie damit fertig geworden.

Die Frau brauchte so schnell wie möglich ärztliche Hilfe.

Björn Hellmark lief nach vorn und packte Betty Lindon an beiden Händen, die damit begonnen hatte, sich die Kleider vom Leib zu reißen.

Es war ungeheuerlich, mit welcher Kraft sie versuchte, sich von Hellmark zu befreien. In ihrem Anfall voller Wut und Zorn gegen die Welt und sich selbst, war sie von einem Vernichtungswillen und einer Widerstandskraft erfüllt, der nichts Natürliches mehr anzuhaften schien.

Es hatte keinen Sinn, die tobende und um sich schlagende Frau mit Worten oder Gesten zu beruhigen. Sie hätte in diesem Zustand in eine Zwangsjacke gehört, um sie vor sich selbst zu schützen. Björn Hellmark setzte seine ganze Kraft ein und merkte schließlich deutlich, wie Betty Lindons Gegenwehr erlahmte. Ihre Kräfte ließen nach.

Schließlich lag sie weinend und völlig ermattet in seinen Armen, und er riß sie empor, trug sie über die Wiese, über die Straße, hinüber zum Haus, wo die Tür nur eingeklinkt war. Er konnte sie öffnen, indem er die Türklinke herabdrückte.

Im Gegensatz zu vorhin, war Betty Lindon jetzt völlig apathisch und ließ alles mit sich geschehen.

Hellmark fragte sie, wohin er sie bringen solle, wo sich ihr Zimmer befand. Doch er erhielt darauf keine Antwort. Die Farmersfrau starrte mit leerem Blick einfach an ihm vorbei, und ein merkwürdiges Lächeln lag um ihre Lippen, die manchmal zuckten, als wolle sie

etwas sagen. Und dann kam doch kein einziges Wort.

Björn Hellmark legte Betty Lindon kurzerhand auf eine Couch im Wohnzimmer, nahm eine Wolldecke von einem der schweren, bequemen Sessel und warf sie über sie. Betty Lindon hatte Schüttelfrost. Ihr schlugen die Zähne aufeinander.

Björn versuchte erneut sein Glück, die Frau anzusprechen. »Wer ist Ihr Arzt, Mrs. Lindon?« Hellmark beugte sich über sie, legte beruhigend seine Hände auf die Schultern der schmalen und doch so robust wirkenden Frau und wandte nicht den Blick von ihr. »Bitte – so antworten Sie mir doch.« Sie schien ihn überhaupt nicht zu hören.

Hellmark blieb nichts anderes übrig, als selbst die Initiative zu ergreifen.

Es war auch seltsam, daß sich offensichtlich außer Betty Lindon niemand in dem großen Haupthaus der Farm aufhielt.

Obwohl Björn Hellmark lautstark rief, meldete sich niemand.

Draußen im Korridor stand ein handgearbeitetes Schränkchen, darauf das Telefon. Auf einer Ablage unmittelbar darüber lagen die Telefonbücher und ein kleines schwarzes Buch, in dem private Telefonnummern eingetragen waren.

Dies nahm Björn sich zuerst vor. Und er hatte Glück.

Gleich links auf der Innenseite des Umschlages klebte ein Zettel, auf dem drei Namen und Telefonnummern notiert waren.

Offensichtlich handelte es sich um nahe Verwandte und um andere wichtige Personen. Vor dem untersten Namen stand der Titel Doktor.

Hellmark hatte sich also nicht getäuscht. In einem Haus wie diesem bestand eigentlich nicht der geringste Zweifel, daß hier regelmäßig ein Arzt verkehrte, der genau über die Sorgen und Krankheiten der Familie Bescheid wußte.

Glück war nur, daß Björn auf Anhieb die Nummer dieses Arztes entdeckte.

Der Deutsche griff nach dem Hörer und wählte mit ruhiger Hand, während er rasch einen Blick zur Couch hinüberschickte, wo Betty Lindon noch immer reglos lag.

Zweimal schlug das Telefon auf der anderen Seite der Strippe an. Dann meldete sich der Teilnehmer.

»Dr. Gladson…«

»Hier spricht Björn Hellmark. Ich melde mich von Mr. Lindons Farm. Bitte kommen Sie schnell, Doktor! Mrs. Lindon geht es nicht gut…«

»Was ist mit ihr? Und wer sind Sie, Mr. Hellmark?« wollte die dunkle Stimme im Hörer wissen.

»Was mit ihr ist, kann ich nicht sagen, Doc. Ich fürchte, sie hat einen Nervenzusammenbruch erlitten. Außer mir hält sich hier niemand auf. Ich bin zufällig vorbeigekommen und habe Mrs. Lindon

tobend, schreiend und zornerfüllt auf der Wiese jenseits der Straße entdeckt. Ich habe sie sofort ins Haus gebracht. Sie ist jetzt ganz ruhig.«

»Es ist gut. Vielen Dank, Mr. Hellmark! Ich mache mich sofort auf den Weg. In spätestens zehn Minuten bin ich drüben auf der Farm.«

*

Er brauchte nur acht Minuten. Er mußte wie ein Irrsinniger gefahren sein.

Mit zerzaustem Haar und offener Jacke stürmte er ins Haus.

Er war so in Eile, daß er sich nicht mal die Zeit nahm, die Autoscheinwerfer auszuschalten.

Björn Hellmark hatte das sich nähernde Fahrzeug gehört, lief zur Tür, öffnete und prallte fast mit dem Arzt zusammen.

»Wo liegt sie?« fragte Dr. Gladson rasch. Er schien genau zu wissen, was mit Mrs. Lindon los war.

»Vorn im Wohnzimmer auf der Couch.«

Schon war der Doc an ihm vorüber. Der Duft eines dezenten Rasierwassers haftete ihm und seiner Kleidung an.

Dr. Gladson war Anfang Dreißig, dunkelhaarig und von kräftiger Statur. Man hätte ihn eher für einen Leistungssportler gehalten als für einen Mediziner.

Dr. Gladson prüfte Herzschlag und Puls der Farmersfrau und sprach Betty Lindon mehrere Male mit ihrem Namen an, ohne daß sie jedoch auf diesen Anruf reagierte.

Gladson seufzte, während er eine Spritze aufzog. »Ich hatte mit einem solchen Zwischenfall nicht gerechnet«, konstatierte er gedankenversunken, Hellmark einen raschen Blick zuwerfend. »Nach all dem, was in der Vergangenheit passiert ist, war sie nicht mehr sehr stabil. Sind Sie befreundet mit der Familie?«

»Nein. Ich bin völlig fremd und kam zufällig vorbei«, entgegnete Hellmark.

Er erzählte, wie alles passiert war.

Dr. Gladson sah ihn verwundert an, gab Betty Lindon eine Injektion und meinte: »Dann muß Mrs. Lindon wirklich froh sein, Sie hier getroffen zu haben. Ausgerechnet heute abend, wo dieser Zusammenbruch kam, hält sich niemand im Haus auf. Die ganze Gesellschaft ist ausgeflogen nach Baltimore.«

Björn Hellmark saß dem Doc gegenüber. Sie unterhielten sich noch über einige belanglose Dinge, und Hellmark, dem die Zeit auf den Nägeln brannte, konzentrierte sich dabei auf seinen Doppelkörper Macabros.

Er wollte unbedingt darüber informiert sein, wie sich die Dinge bei

Carminia und Rani entwickelten, was eventuell auf den Bahamas herausgekommen war.

Während Dr. Gladson mit Hellmark sprach, ließ Björn seinen Doppelkörper zunächst einige Kilometer entfernt bei Carminia Brado entstehen. Die hübsche Brasilianerin hielt sich in einem kleinen Restaurant auf, das nur wenige Häuser vom Wohnhaus der Robertsons entfernt lag. Von hier aus hatte sie einen vortrefflichen Blick auf die Straße und den Eingang und konnte sich genaue Notizen machen darüber, wer das Haus betrat und es verließ. Es war vorgesehen, daß Carminia Brado auch noch den direkten Kontakt suchte. Beim Geschick der Brasilianerin würde dies auch gelingen. Ob allerdings noch heute abend – das war fraglich.

Macabros wechselte einige Worte mit Carminia und hauchte ihr dann einen Kuß auf die Lippen.

Einige Besucher des Lokals wußten später nicht mehr zu sagen, ob einige Minuten nicht doch ein junger, gut aussehender, blonder Mann neben der charmanten, schwarzhaarigen Südamerikanerin gesessen hatte – oder nicht. Kurze Zeit später jedoch war der Platz wieder leer, ohne daß derjenige das Lokal verlassen hatte. Der eine oder andere Gast fand dies zwar sehr merkwürdig und machte sich seine Gedanken darüber, wagte aber nicht, die Dinge mit dem Nebenmann oder der Pächterin zu besprechen, weil er annahm, sich doch getäuscht zu haben.

Als nächstes suchte Macabros Rani Mahay auf. Der breitschultrige Inder mit der prachtvollen Glatze stand an einer Straßenecke von Baltimore und hielt Ausschau nach einem Taxi.

»Hallo, alter Freund«, meldete sich da Macabros neben Mahay, der nur leicht den Kopf wandte, ohne überrascht zu sein.

»Beinahe habe ich es mir gedacht, daß du dich heute abend noch mal sehen läßt«, sagte der Inder trocken. »Und wie es der Zufall will – du tauchst genau zum rechten Zeitpunkt auf.«

»Wieso? Hast du schon etwas herausgefunden?«

»Wie man's nimmt«, grinste der Inder und fuhr sich mit der Hand über die Glatze. »Der Privatdetektiv, den Mrs. Robertson angeheuert hat, hält sich seit einer halben Stunde wieder hier in Baltimore auf. Er hat einen Abstecher in sein Büro gemacht, wo sich eine seiner Mitarbeiterinnen, eine kurvenreiche Rothaarige, noch mit einigen Akten herumschlug. Und mit ihr habe ich mich angefreundet.«

Macabros hob die Augenbrauen. »Ich lerne dich von einer ganz neuen Seite kennen. Wenn du so weiter machst, wirst du noch allen rothaarigen Frauen den Kopf verdrehen.«

Rani Mahay nickte. »Das kommt nur davon, weil ich selbst kein einziges Haar mehr auf dem Kopf habe. Die Frauen stehen auf so etwas. Wenn ich nicht so braun wäre, man würde mich glatt für Telly

Savallas halten.« Er atmete tief, und sein mächtiger Brustkorb dehnte sich. »Um aber zum wesentlichen zu kommen: Unser Privatdetektiv ist sehr agil. Das muß ich sagen. Kaum daß ich mich mit der kleinen Rothaarigen angefreundet habe, kam er schon wieder zurück. Auf nicht ganz legale Weise muß er es geschafft haben, etwas von den Utensilien ans Tageslicht zu fördern, die sich in Harald Robertsons zerstörtem Fahrzeugwrack befanden. Dazu gehört eine Kamera, die – so konnte ich erfahren – auf dem Rücksitz des Autos lag. Der Detektiv hat sich nun auf den Weg zu einem befreundeten Fotografen gemacht, um den in der Kamera liegenden Film sofort entwickeln zu lassen. Möglich, daß er auf diese Weise glaubt zu erfahren, was Robertson in den letzten Stunden oder Tagen vor seinem Unfall fotografisch festgehalten hatte. Ob es bedeutungsvoll sein wird – das kann erst die nächste Zukunft an den Tag bringen. Und ich möchte auf jeden Fall mit von der Partie sein, wenn die Bilder aus dem Entwicklungsbad kommen, vielleicht ist tatsächlich ein interessanter Tip dabei. Ich habe jedenfalls ein komisches Gefühl.«

Macabros nickte. »Gefühle und Intuitionen sollte man nicht töten«, lautete seine Bemerkung. »Wollen wir hoffen, daß es nicht nur kompromittierende Bilder sind, die der Privatdetektiv da durch Zufall ausgräbt. Vielleicht hatte Harald Robertson eine Freundin, und das ist der Grund, weshalb Mrs. Robertson einen Privatdetektiv engagiert hat.«

»Wir müssen auch damit rechnen, einen Sprung ins kalte Wasser zu tun«, entgegnete der Inder und zuckte die Achseln. »Aber wenn ich jetzt noch lange hier stehe, werde ich wahrscheinlich den Anschluß verpassen. Verdammt, da ist schon wieder ein Taxi, aber wieder besetzt.«

»Wo mußt du denn hin?«

Rani nannte Macabros den Straßennamen und die Bezeichnung des Geschäftes.

Da handelte Hellmarks Zweitkörper, damit Mahay nicht noch mehr Zeit verlor.

Macabros umspannte mit seiner Rechten das Armgelenk des Freundes, und Björn Hellmark – rund dreißig Meilen vom Ort dieser Szene entfernt – gab Macabros den gedanklichen Impuls, Rani Mahay an jenen Ort zu bringen, wohin er mit dem Taxi fahren wollte.

Björn Hellmarks Ätherkörper war imstande, jeden Gegenstand, jede Person, die er berührte, mit an jeden Ort zu nehmen, wohin er sich durch Gedankenkraft teleportierte.

Im nächsten Moment verschwanden Macabros und der kräftige, muskulöse Inder von der Straßenecke wie Geister, die ins Unsichtbare glitten.

Fauchend fuhr die Luft an der Stelle zusammen, wo die beiden

Körper eben noch den Platz ausfüllten.

In der Dunkelheit wurde dieses gespenstische Manöver von niemand beobachtet.

In Gedankenschnelle setzten die Moleküle Rani Mahays und die ätherischen Substanzen von Hellmarks Zweitkörper sich dort zusammen, das das Ziel der beiden war.

Es war eine dunkle, holprige Gasse. Nur hinter einzelnen Fenstern brannte Licht. In diese Gasse fuhr von rechts kommend ein dunkelblauer Ford.

»Das ist der Privatdetektiv. Nun bin ich noch früher da als er«, freute sich Rani Mahay.

Nur eine Steinwurfweite von der Stelle entfernt, wohin Macabros ihn gebracht hatte, lag ein kleines Geschäft, eine Drogerie, die auch Fotoarbeiten annahm, wie ein entsprechendes Schild kundtat.

Macabros nickt Rani zu. »Na – dann bleibt mir nichts anderes übrig, als dir noch viel Erfolg zu wünschen. Ich bin nur gespannt darauf, wie du dich in die Dunkelkammer einschmuggeln willst.«

»Ich habe nicht gesagt, daß ich dort sein werde. Aber wenn der Privatdetektiv der Mrs. Robertson das Geschäft verläßt, werde ich meine Chance wahrnehmen.«

»Wenn Mrs. Robertsons Detektiv das Haus verläßt, werde ich einen herrlichen Zusammenprall inszenieren. Du weißt, ich habe eine Schwäche für theatralische Effekte.«

»Damit sagst du mir nichts Neues. Schließlich hast du lange genug im Zirkus gearbeitet. Und wie willst du an die Bilder kommen, wenn es wirklich welche von Interesse gibt?«

»Du hast eben ein großes Wort gelassen ausgesprochen. Wer so lange dem Zirkus angehört hat wie ich, der hat auch Erfahrung auf anderen Gebieten gesammelt als nur auf dem vertrauten. Die hatten da unter anderem einen ganz hervorragenden Taschendieb, mit dem ich gut befreundet war. Der Bursche hat dir während der Unterhaltung die Hose ausgezogen, und du hast nichts gemerkt. Da müßte es doch schon mit dem Teufel zugehen, wenn es mir nicht gelänge, zwei, drei oder vier Fotos aus der Tasche unseres neuen Freundes zu nehmen.«

Macabros nickte. »Und wenn es nicht mit rechten Dingen zugeht?«

Rani wußte genau, was sein Freund damit sagen wollte.

»In dem Fall – wende ich mich selbstverständlich an dich! Falls es so sein sollte, wie du befürchtest, werde ich wohl ohne deine Hilfe nicht auskommen. Dann brauche ich jemand, der durch Wände gehen kann.«

»Ruf mich an, wenn es soweit ist«, sagte Macabros und verschwand.

Sein nächstes Ziel waren die Bahamas.

Im Zimmer 129 des 16. Stockwerkes tauchte er auf wie ein Geist

aus dem Nichts.

»Na endlich!« empfing ihn eine dunkle, vertraute Stimme. »Ich habe schon nicht mehr damit gerechnet, dich noch zu sehen, Björn.«

»Tut mir leid, Rich! Aber ich konnte nicht früher kommen.« Macabros berichtete seinem Freund, was sich in der Zwischenzeit alles zugetragen hatte.

»Gibt es Neuigkeiten?« wollte Macabros wissen.

»Das, was ich dir am frühen Abend schon mitgeteilt habe, sind die letzten Neuigkeiten. Darüber hinaus gibt es nichts. Noch nichts! Jetzt liegt es ganz allein bei dir, ob und wie wir weiter kommen.«

Richard Patrick, der Mann, der Amazing Tales ins Leben gerufen hatte, ließ Macabros wissen, daß er die letzte Stunde praktisch nur auf sein Eintreffen gewartet hatte.

»Und wie kommt das?«

»Es geht um die Krypta der Regenbogenmenschen«, sagte Richard Patrick ernst. »Seitdem Thimas Ferguson blutüberströmt aufgetaucht ist und diese Worte als letzte aus seinem Mund kamen, komme ich nicht mehr los von ihnen.«

»Es geht mir genauso, Rich. Was ist die Krypta der Regenbogenmenschen? Ich werde das unbestimmte Gefühl nicht los, daß alles, was wir bisher erlebten, irgendwie damit zusammenhängt. Daß das große Geheimnis sich aber bis jetzt nicht lösen läßt.«

»Aber es ist so, daß es für alles eine Lösung gibt.«

Mit einem Kopfnicken stimmte Macabros Patrick zu.

Thomas Ferguson hatte nicht mehr die Gelegenheit gehabt, all das mitzuteilen, was ihm auf der Seele brannte. Es gab keinen Zweifel daran, daß es ihm gelungen war, irgendwo einzudringen und hinter ein Geheimnis zu kommen, das offensichtlich mit dem Verschwinden Jennifer Arnes' und Harald Robertsons in unmittelbarem Zusammenhang stand.

Aber obwohl Richard Patrick und Macabros, die beide über ein immenses Wissen auf dem Gebiet übernatürlicher Vorgänge besaßen, sich die Hirne zermarterten, war es ihnen nicht möglich, im Moment eine Lösung zu finden oder eine Idee zu haben, die schlagartig die verfahrene Situation erhellte.

Ferguson war mit dem Flugzeug auf die Bahamas gekommen. Patrick hatte rekonstruieren können, daß dieser für ihn recherchierende Mann zuletzt sowohl in England als auch in Südamerika anzutreffen gewesen war.

Was für eine Bedeutung hatte die rätselhafte, sogenannte ›Krypta der Regenbogenmenschen‹ mit dem Schicksal zu tun, das er erlitten hatte?

»Vielleicht finden wir etwas in seinem Flugzeug, Björn. Allein komme ich aber nicht in die Maschine. Sie wird bewacht wie eine

Goldkiste. Mit deiner Hilfe jedoch…«

Macabros wußte, woher der Wind wehte.

Was die bewachte Maschine anbelangte, so wußte Richard Patrick nicht zu sagen, ob sie eventuell in der Zwischenzeit schon von dem Captain, der den Fall Ferguson bearbeitete, unter die Lupe genommen worden war.

»Wenn sich etwas an Bord befand, was einen Hinweis auf Fergusons Schicksal bot und die Polizei es nun in ihren Händen hat – kommen wir natürlich zu spät«, sagte er bedrückt. »Dabei wäre ein eventueller Fund für uns beide wichtiger als für jene, die sich gezwungenermaßen mit der Aufklärung des unheimlichen Geschehens befassen müssen. Komm, Björn, verlieren wir nicht noch mehr Zeit…«

Björn Hellmark, der einige Meilen entfernt, jede Einzelheit des Gespräches zwischen Richard Patrick und seinem Doppelkörper Macabros mitbekam, hielt es für angebracht, seine Kräfte nicht aufzuspalten.

Hier im Farmhaus der Lindons hielt ihn praktisch im Moment nichts. Der Arzt war bei Betty Lindon, und mehr konnte im Augenblick niemand für sie tun.

Da erhob sich Björn Hellmark lautlos. Ohne daß Dr. Gladson etwas bemerkte, verließ der blonde Mann das Zimmer, durchquerte den Korridor und ging auf den Hof.

Leise klappte die Tür ins Schloß.

Alles weitere spielte sich mit einer kaum glaublichen Geschwindigkeit ab.

Plötzlich stand nämlich nicht nur Björn Hellmark allein vor der Tür, sondern ein zweiter Körper tauchte neben ihm auf. Er glich dem seinen wie ein Ei dem anderen. Das war Macabros, den Hellmarks Wille in dieser Sekunde von den Bahamas zurückholte. Die beiden Körper berührten sich und verschwanden im nächsten Moment. Die Stelle vor dem Haus war leer.

Björn und Macabros trafen in Patricks Zimmer ein, wo der telekinetische Transport in Thomas Fergusons Privatmaschine weiterging.

Mit Macabros brachte Hellmark seinen Freund Patrick und sich in die Maschine, die in einem Hangar auf dem Flugplatz stand und von drei bewaffneten Polizisten bewacht wurde.

Björn löste Macabros sofort auf, um seine Kräfte zu schonen und sich ganz auf die neue Aufgabe konzentrieren zu können.

Er warf einen Blick durch das Kabinenfenster nach draußen.

Vom am Eingang brannte ein Scheinwerfer, der das weitgeöffnete Tor hell ausleuchtete.

Einer der uniformierten Männer hielt sich in der Nähe des geöffneten Tores, die anderen in unmittelbarer Nähe der Maschine

auf.

Offensichtlich versuchte der den Fall bearbeitende Captain noch herauszufinden, ob seine Kompetenzen es zuließen, die abgeschlossene und gesicherte Maschine zu untersuchen.

Doch es konnte auch umgekehrt sein. Wenn bereits etwas gefunden worden war, was den Sachbearbeiter beschäftigte oder irritierte, dann hatte er wohlweislich Grund, die Maschine bewachen zu lassen.

Doch sie würden beide bald Näheres wissen.

Björn und Patrick sahen sich in dem kleinen Flugzeug um.

Die Maschine war sehr niedrig, so daß sie sich bücken mußten, um mit dem Kopf nicht an die Decke zu stoßen.

Das Flugzeug bot bequem vier weiteren Personen, außer dem Piloten und dem Kopiloten Platz.

Richard Patrick öffnete alle erreichbaren und sichtbaren Behältnisse in der kleinen Passagierkabine, in der sich auch Hellmark zu schaffen machte.

Dann suchte Patrick die Pilotenkanzel auf, öffnete die Taschen hinter den Sitzen, die Fächer und stieß dabei auf einen Rosenholzkasten, der die Größe einer Zigarrenkiste hatte.

Das Kästchen war mit einem Schnappschloß versehen.

Im ersten Moment glaubte Richard Patrick auch daran, daß es sich um eine Zigarrenkiste handelte. Aber dann fiel ihm ein, daß Ferguson Nichtraucher gewesen war.

Er ließ das Schloß aufschnappen. Mit leisem, surrendem Ton sprang der Deckel zurück.

»Was ist denn das, Björn?« entfuhr es ihm im nächsten Augenblick.

Hellmark tauchte neben dem untersetzten Mann in der engen Pilotenkanzel auf, um ebenfalls einen Blick in den Kasten zu werfen, den Patrick gefunden hatte.

Der Verleger griff vorsichtig hinein und nahm etwas heraus.

»Schau dir das an, Björn… schau dir das nur an!« sagte er aufgeregt, als hätte er einen kostbaren Schatz gefunden.

Er wandte sich um. In seiner rechten Hand, zwischen Daumen und Zeigefinger, hielt er einen etwa zehn Zentimeter großen, regenbogenfarbenen schimmernden Kristall, der aussah, als wäre er von einem Eiszapfen abgebrochen.

»Hast du schon so etwas gesehen, Björn?«

»Nein!«

Richard Patrick öffnete den Mund, um noch etwas hinzuzufügen. Da geschah es!

Er zuckte plötzlich zusammen, gab einen gequälten Laut von sich und ging dann in die Knie. Ein Zucken ging durch seinen Arm und verkrampfte seine Hand; man sah ihm an, daß er jenen rätselhaften, regenbogenfarbenen schimmernden Kristall am liebsten weit von sich

geschleudert hätte.

»Rich!« Hellmark schrie leise auf, sofort nach dem Freund greifend, der auf dem Pilotensessel zusammensank.

Mit ruckartiger Bewegung gelang es Richard Patrick in diesem Moment doch noch, seine Hand nach vorn zu bringen und den seltsamen Kristall von sich zu schleudern. Aber der Verleger war schon zu schwach, zu abwesend, als daß er den Schwung kontrollieren und die Richtung steuern konnte.

Es schien, als hätte das rätselhafte Gebilde im Bruchteil weniger Augenblicke seine Körperkraft auf ein Minimum reduziert.

Björn konnte nicht verhindern, daß er instinktiv den Kristall abwehrte, der ihn genau an der Brust traf.

Er fühlte die pulsierende Wärme, die das Gebilde ausstrahlte und die Luft im Innern der Pilotenkanzel im Nu aufheizte, als hätte jemand einen Elektroofen eingeschaltet.

Der pulsierende Kristall, dessen Regenbogenfarben sich verstärkten, wurde von Hellmarks Hand nach vorn geschlagen und landete wie Richard Patrick auf dem Pilotensitz.

Die Luft ringsum war plötzlich stickig heiß, und Björn hatte das Gefühl sich in einem Treibhaus oder im tropischen Urwald zu befinden.

Die Berührung des rätselhaften Kristalls durch Richard Patrick hatte dieses ganze unheimliche Geschehen, diesen unbeschreiblichen Vorgang offensichtlich ausgelöst.

Gefahr! Eine Alarmglocke schlug in Hellmarks Bewußtsein an.

Sie mußten hier raus, so schnell wie möglich.

Doch das war einfacher gesagt als getan.

Björn warf sich noch auf Richard Patrick, packte den Freund an beiden Schultern und riß ihn herum.

Aber weiter kam auch er nicht.

Es verließen ihn die Kräfte.

Björn taumelte. Er mußte sich an der Rückenlehne des Kopilotensessels festhalten, um nicht zu Boden zu stürzen. Er hatte das Gefühl, als würde ihm jemand den Boden unter den Füßen wegziehen.

Diese elende Schwäche!

Er sackte in die Knie, konnte nichts dagegen tun.

Es schien, als würde ein starkes Betäubungsgift alle körperlichen Abläufe stoppen.

In seinen Ohren rauschte das Blut, es fiel ihm schwer, einen Gedanken zu fassen; vor seinen Augen verschwamm alles.

Diese Hitze… diese unerträgliche Hitze…

Er hatte das Gefühl, unter einer inneren Glut zu stehen, die immer mehr zunahm.

Richard Patrick rührte sich nicht mehr.

Björn Hellmark fiel erschreckt über ihn, ohne daß ihm dies noch bewußt wurde.

Der Gedanke an Flucht war vergangen wie ein Nebelstreif unter wärmender Sonne.

Im Fallen noch streckte Björn Hellmark instinktiv beide Arme nach vorn, auf der Suche nach einem Halt.

Seine Hände schlugen gegen die Innenwand der Pilotenkanzel und verursachten ein dumpfes, polterndes Geräusch.

Dann wußte auch Hellmark nichts mehr. Schwärze und unendliche Lautlosigkeit umgaben ihn. Seine Umgebung versank in dieser feuchtschwülen Schwärze.

*

»Was war das?« reagierte einer der bewaffneten Polizisten.

Der Sprecher warf sich herum und starrte auf die dunkle, einsam im Hangar stehende Maschine.

Das Poltern gegen die Innenwand der Pilotenkanzel war verhallt.

Nur noch ein leises, raschelndes Geräusch war zu vernehmen, als ob jemand mit der Hand von innen über Sand gleite.

Dann – Stille…

»Da ist jemand in der Maschine!« sagte der Kollege des ersten Polizisten.

Die beiden Männer blickten sich an, entsicherten ihre Waffen, und der dritte Uniformierte, der vorn am Eingang stand, wandte den Kopf.

»Stimmt etwas nicht?« rief er seinen beiden Kollegen zu.

»Wir haben ein Geräusch gehört«, entgegnete der erste Polizist auf die Frage.

Der vorn am Tor Stehende verstärkte seine Aufmerksamkeit und sah sich in der Runde um, ohne jedoch etwas Verdächtiges zu bemerken.

Seine Kollegen näherten sich der Maschine bis auf einen Meter, umrundeten sie dann und starrten in die dunklen Fenster.

Sie konnten nichts Verdächtiges erkennen.

Die beiden Uniformierten lauschten.

Es blieb alles still.

Aber damit gaben sich die Wachhabenden nicht zufrieden.

Mit ihren Gewehrkolben klopften sie gegen die Außenseite der Maschine. Dann ließen sie ihre Stablampen aufleuchten und riefen nach eventuell sich im Innern des Flugzeuges versteckt haltenden Menschen.

Doch niemand zeigte sich.

Da die Tür noch immer versperrt war und die Schlüssel in der Obhut des verantwortlichen Captains befanden, begnügte sich einer

der Polizisten zunächst damit, lauschend das Ohr an die Tür zu legen, um zu hören, ob noch immer alles ruhig war.

Mit seinem Funksprechgerät gab der Leiter der kleinen dreiköpfigen Gruppe jedoch vorschriftsmäßig einen Hinweis an die Zentrale.

Dies hatte zur Folge, daß genau zehn Minuten später ein Fahrzeug der Polizei vor den Hangar rollte.

Der Captain kam mit einem Begleiter.

»Dies ändert natürlich unsere Situation«, meinte der Captain. »Wenn sich etwas im Flugzeug bemerkbar gemacht hat, müssen wir nachsehen. Vielleicht hatte Mr. Ferguson einen Mitreisenden, von dem wir bis jetzt noch nichts wußten. Johnny – Sie bleiben an meiner Seite«, sagte er zu einem der bewaffneten Polizisten. »Wer weiß, wen oder was dieser Mr. Ferguson da mitgebracht hat. Vielleicht war er Reisender in Sachen wilder Tiere. Das würde unter Umständen doch noch eine natürliche Erklärung dafür abgeben, daß Ferguson so zerkratzt aussah. Vielleicht hat er einen kleinen Löwen im Flugzeug versteckt, ihn betäubt – und jetzt ist der Bursche aufgewacht.«

Dies alles klang recht vernünftig und paßte vor allem auch in das Weltbild jener Männer, die den Auftrag hatten, einen unheimlichen Fall zu klären.

Der Captain öffnete die gesicherte Tür. Vorsichtig ließ er eine Zeitlang die Tür offen stehen und leuchtete mit der Stablampe in das Innere der Maschine, die bisher nach den Vorgängen auf dem Dach des Hotels Ambassador noch nicht untersucht worden war.

Nichts war zu sehen, nichts zu hören…

An der Seite des Captain stand ein bewaffneter Polizist, der bereit war, sofort zu feuern, wenn es die Umstände erforderten.

Der Einstieg zur Maschine wurde vollends geöffnet.

Noch immer warteten die Männer.

Im Innern des Hangars, der nun auf Anordnung des Captain taghell ausgeleuchtet war, war es so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören.

Vorsichtig streckte der die Untersuchungen leitende Beamte den Kopf in das Innere der Kabine.

Nichts geschah.

Eine Minute später befanden der Captain und seine Begleiter sich im Innern des Flugzeuges, durchsuchten die kleine Maschine und kamen drei Minuten später wieder heraus.

Der Captain schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das nicht«, sagte er mit dumpfer, ernst klingender Stimme, jene Männer ins Auge fassend, die ihn durch ihren Funkspruch hierher beordert hatten. »Ihr müßt geträumt haben… da gibt es nichts, was irgendein Geräusch hätte verursachen können, die Maschine ist völlig leer.«

*

Pepe, Björn Hellmarks und Carminia Brados Adoptivsohn aus den Urwäldern Yukatans, schlenderte am weißen Strand entlang.

Auf der unsichtbaren Insel Marlos herrschte ewiger Frühling und vor allem immer Tag. Marlos kannte keine Nacht.

Der dunkelgelockte Junge warf einen Blick zurück in die Bucht, wo ein aus einem Baumstamm gearbeitetes Boot seiner Vollendung entgegenging.

Jim, der Guuf, und Arson, der Mann mit der Silberhaut, der ebenfalls noch auf Besuch weilte und dessen Abschied unmittelbar bevorstand, legten letzte Hand an. Dem jungen Kugelkopf, der zusammen mit Pepe die meiste Arbeit an dem Einbaum geleistet hatte, schien besessen von dem Gedanken, sein Tun so schnell wie möglich zu beenden und mit dem Boot die Insel zu umrunden.

Bis vor wenigen Minuten war auch Pepe noch mit von der Partie gewesen. Er hatte von Arson eine neue, empfindsame Melodie gehört, die er unbedingt auf der Gitarre spielen wollte. Zu diesem Zweck zog er sich etwas abseits zurück, um ungestört zu sein.

Er war auf dem Weg zu seinem Lieblingsplatz, einer kleinen, etwas höher gelegenen Bucht, von der aus man einen vortrefflichen Blick über die Weite des Meeres und die sanfte Landschaft der Insel hatte, die das Erbe Björn Hellmarks war.

Dort oben in einer Nische befand sich auch Pepes Gitarre.

Auf halbem Weg tauchte plötzlich Camilla Davies auf.

Das Medium aus London, das seit geraumer Zeit ebenfalls auf Marlos wohnte, kam wie ein Geist aus dem Nichts.

Camilla war weniger als eine Steinwurfweite von Pepe entfernt. »Hallo, Pepe«, rief sie. »Ist Björn in der Nähe?«

»Nein, Camilla. Der ist ausgeflogen.«

»Und wohin?«

Der Mexikanerjunge kam auf die zierliche junge Frau zu. »Möchtest du ihn sprechen?« fragte er, statt auf Camillas Frage eine Antwort zu geben.

»Ja. Es ist sehr wichtig.«

»Hast du jemand gefunden?« Pepes Augen wurden groß.

»Es scheint so, Pepe. Es handelt sich um einen Mann, der imstande ist, aus allen Teilen der Welt Bilder und Szenen zu empfangen, die ohne, daß er es sich erklären kann, auf lichtempfindlichem Papier fotografisch festgehalten werden. So kann er zum Beispiel mitten in New York stehen. In Gedanken sieht er jedoch – dies soll ebenfalls nur ein Beispiel sein – die Towerbrücke in London. Auf dem Film, den er in einem Fotoapparat bei sich hat, wird nicht das Empire State

Building zu sehen sein, sondern die Towerbrücke. Es gibt viele Leute, die über eine ähnliche Gabe verfügen. Doch das Besondere an jenem Mann, den ich entdeckt habe, ist daß sich nicht nur Bauwerke, Straßen, Brücken und dergleichen auf dem Fotopapier nach der Entwicklung wiederfinden, sondern auch Menschen und Ereignisse, die eindeutig zu erkennen sind. Dabei ist eines höchst merkwürdig und von besonderem Interesse für Björn. Die Menschen und Ereignisse zeigen sich nicht in dem Moment, da das Bild entsteht, sondern sie entstehen gewissermaßen im ›Vorgriff auf die Zeit‹. Das heißt – es sind tatsächlich zukünftige Ereignisse, zukünftige Passanten, die sich an dieser oder jener Stelle zeigen und die praktisch durch den Geist dieses Mediums schon fotografisch festgehalten werden. Dies ist eine Sache. Eine zweite kommt hinzu. Auch die Schwester dieses Mannes ist aufs höchste medial begabt. Sie ist eine automatische Schreiberin. Sie empfängt Botschaften von Menschen, die einst lebten und sich nun im Jenseits aufhalten. Tausende von handgeschriebenen Seiten sind bereits entstanden und befinden sich in ihrem Besitz. Bisher sind die Frau und der Mann noch nicht in der Öffentlichkeit in Erscheinung getreten. Ihre Entdeckung verdanke ich einem Zufall. Sie leben äußerst zurückgezogen, sind menschenscheu und haben Angst, daß Feinde auftauchen und sie wie Marionetten benützen würden. Sie fühlen sich beobachtet und belauscht und wissen um die unsichtbaren Feinde, die auf ihre Stunde warten. Diese Menschen brauchen unsere Hilfe.«

»Ich weiß, wo Björn ist«, kam es über Pepes Lippen, kaum daß Camilla geendet hatte. »Warte einen Augenblick hier, ich hole ihn rasch.«

Er wußte nur zu gut, daß Björn es nicht schätzte, wenn er sich auf eine unnötige Weise in Gefahr begab. Er hatte nichts dagegen, wenn er, Jim, oder sie alle gemeinsam die Insel verließen, um irgendwo einen Stadtbummel zu machen. Aber er hatte strenge Grenzen gesetzt und verlangte, daß sie sich hier auf Marlos aufhielten, wenn ihn ein Abenteuer voll in seinen Bann zog und er keine Zeit für sie erübrigen konnte.

Aber Pepe hielt es nicht für gefährlich, jetzt einen Sprung zu jener Stelle zu machen, von der Björn ihm zuletzt erzählt hatte.

Er hatte die Absicht gehabt, zwischen Baltimore und Sykesville aufzutauchen. Dies allerdings mit dem Geistspiegel, weil er dadurch erwartete, direkt in das Herz eines gefährlichen Geschehens getragen zu werden.

Davon machte auch Pepe jetzt Gebrauch.

Er lief zu dem ›Geistspiegel‹ in unmittelbarer Nähe der Geisterhöhle und sprang in die schimmernde Fläche. Wie alle auf Marlos trug auch er seit der Entdeckung der geheimnisvollen Blüten

im Garten des Hestus jenes halbmondförmige, wie aus einem feingeblasenen Glas bestehende Gebilde an einem Kettchen am Hals.

Die geheimnisvolle Kraft, die der riesigen Spiegelfläche innewohnte, wirkte sich auf Pepes Organismus aus. Wie zuvor Björn Hellmark so wurde auch Pepe zu einem feinen Nebelstreif, der in einer der winzigen Öffnungen verschwand, um an jenem Ort anzukommen, wo Björn kurz zuvor eingetroffen war.

Als die Welt um dem Jungen neu erstand, fand er sich mitten auf einer Wiese wieder.

Dunkelheit und Einsamkeit umgaben ihn.

Er sah sich in der Runde um. Hier sollte Björn sein?

Das war sein letzter Gedanke.

Der regenbogenfarbene Schleier tauchte plötzlich über ihm auf.

Pepe, der noch der Meinung war, daß das seltsame Gebilde vielleicht mit dem Übergangsphänomen zusammenhing, daß jeder, der den Spiegel benutzte, dies zu sehen und zu spüren bekam, war mehr als erstaunt, als er erkannte, daß das Gebilde sich nicht verflüchtigte, sondern – verstärkte.

Der kluge Junge, der über parapsychische Fähigkeiten verfügte, in dessen Gegenwart sich oft ohne seinen erklärten Willen Bestecke verbogen, Glühbirnen platzten und Rolltreppen in Kaufhäusern stehen blieben, merkte sofort das Ungewöhnliche der Situation.

Zurück, grellte es in seinem Bewußtsein auf.

Hier an dieser Stelle, wo er angekommen war, mußte es normalerweise sofort funktionieren. Er brauchte nur das halbmondförmige Gebilde, das an seinem Hals hing, zu berühren.

Aber es reagierte einige Sekunden zu spät.

Wie von einem gewaltigen Sog wurde er nach vorn gerissen.

Pepe taumelte, merkte, wie er den Boden unter den Füßen verlor, und spürte plötzlich nichts mehr.

Er schwebte.

Er versuchte, seinen Körper, seine Bewegungen wieder unter Kontrolle zu bringen.

Aber er hatte keine Möglichkeit dazu. Es gab keine Bodenfläche, auf der er davonrennen konnte.

Er fiel immer tiefer wie in einen schwarzen, brüllenden Schacht, in dem sich plötzlich hektische, schnell aufflammende Lichter in allen Farben zeigten, so daß er meinte, von dem Regenbogengebilde völlig eingesponnen zu sein, das er unmittelbar nach seiner Ankunft aus Marlos registrierte.

Pepe wußte nicht mehr, was oben und unten war, hätte auch nichts auszusagen vermocht über seine Geschwindigkeit, und wie in Trance war ihm das Gefühl für die Zeit völlig verloren gegangen.

Ein gewaltiger Druck lag auf seinem Hirn. Es schien, als hätte er

hohes Fieber, weil er sich plötzlich so heiß und schwach fühlte.

Das endlose Fallen ins Nichts hörte nicht, auf. Es kam weder ein Gefühl der Angst auf, nichts machen zu können an dem, was sich hier abspielte. Es war eine einzige große Lethargie, die ihn völlig gefangen nahm.

Hätte jemand diesen Zwischenfall beobachtet, er wäre für die Augen desjenigen genauso gewesen wie in jener Stunde, als Jennifer Arnes unter den Blicken ihres Begleiters Percy Morgan verschwand.

Auch Pepe versank im Boden und wurde von einer Sekunde zur anderen nicht mehr gesehen. Er war in das rätselhafte Nichts gefallen, in jenes Loch zwischen zwei unterschiedlichen Universen, die aus unerfindlichen Gründen sich immer wieder zu bisher unberechenbaren Zeiten hier im Gebiet der Lindonfarm berührten.

Es war die Stelle, an der auch Goldie, die zwölfjährige Tochter der Lindons, verschwand.

Pepes Sinneseindrücke verlöschten wie eine Kerze im Wind.

Er befand sich nicht mehr in der Welt, in die er gekommen war, und Camilla Davies wartete eine Zeitlang auf seine und Björns Rückkehr, bis ihr bewußt wurde, daß dem Jungen etwas zugestoßen war.

*

Rani Mahay mußte nicht lange warten. Seine Geduld wurde nicht auf eine außergewöhnliche Probe gestellt.

Der Inder hielt sich im Kernschatten des gegenüberliegenden Hauses auf und ließ das kleine Geschäft in der engen Gasse nicht aus den Augen.

Knapp eine Stunde später kam schon der Privatdetektiv aus der Tür. Er hatte es ziemlich eilig, sich von dem befreundeten Fotografen zu verabschieden.

Der blaue Ford stand etwa fünfzig Schritte von dem Geschäft entfernt auf der anderen Straßenseite, wo auch Mahay sich aufhielt.

Nur hier gab es keine Parkmöglichkeiten, weil selbst das Halten in der engen Gasse verboten war.

Geduckt lief der muskulöse Inder um die Hausecke und torkelte dem Ankommenden entgegen, der vergebens versuchte, Rani auszuweichen.

»Gehen Sie mir aus dem Weg«, sagte der Privatdetektiv. Er war ein dunkelhaariger Mann, der Mahay gerade bis zur Brust reichte. Er wirkte flink, hatte dunkle, listige Augen und sah aus wie ein Manager.

»Aber natürlich gern. Sie müssen nur ein wenig zur Seite gehen«, lallte der Inder mit schwerer Zunge. Rani Mahay spielte den Betrunkenen perfekt. Er klammerte sich an sein Gegenüber, daß der

Mann an die Hauswand taumelte.

»Taxi! Haben Sie ein Taxi?« wollte Rani wissen.

»Nein. Ich habe kein Taxi. Aber wenn Sie wollen, werde ich Ihnen gern eines besorgen. Allerdings wäre das wohl eher Sache des Wirts gewesen, in dessen Gasthaus Sie sich die ganze Zeit über aufgehalten haben.«

Der Inder winkte ab. »Oha, das ist leichter gesagt als getan. Ein Gasthaus? Dann wäre es bestimmt einfach gewesen. Aber ich… hicks… habe mich in mehreren aufgehalten. Da waren die Wirte nicht zuständig. Aber Sie, verdammt noch mal, das muß ich an dieser Stelle sagen, Sie sind ein feiner Kerl!«

Mit diesen Worten klopfte Rani Mahay kräftig auf die Schulter seines Gönners, der unter dem Druck seiner Hand fast zusammenbrach. Sich dankbar verbeugend trat der Inder dann zurück und meinte: »Vielen Dank, Mister, ich werde hier an der Hausecke warten. Sie besorgen mir wirklich ein Taxi, nicht wahr?«

Der Privatdetektiv nickte, löste sich von der Hauswand und war sichtlich erleichtert, so glimpflich davongekommen zu sein.

Die ganze Szene hatte nicht länger gedauert, als eine halbe Minute.

Rani stierte dem Davongehenden nach und sah, wie der vom Parkplatz wegfuhr und es ziemlich eilig hatte, sich vom Ort des Geschehens zu entfernen.

Rani lachte sich ins Fäustchen. Sein Plan war geglückt.

In der allgemeinen Verwirrung hatte der Privatdetektiv nicht gemerkt, wie die Hand des Inders in die enge Tasche seines Jacketts gefahren war und dort die frischen, nicht ganz getrockneten Bilder ertastet hatte.

An dem irritierten und seltsamen Gesichtsausdruck, der auf dem Gesicht des Privatdetektivs beim Verlassen des Geschäftshauses lag, las Rani den günstigen Zeitpunkt für seine Aktion überhaupt ab.

Es waren insgesamt drei Fotos in Postkartengröße, die er in Händen hielt und betrachtete.

Bild Nummer eins und zwei waren farbschwach, als wären die Motive durch undurchdringlichen Nebel aufgenommen.

Mit einiger Phantasie jedoch ließen sich die schemenhaften Umrisse hinter der Nebelbank deuten.

Da waren die Umrisse von gewaltigen Urwaldbäumen und Büschen, davor auf einer etwas abfallenden Lichtung sanfter Feuerschein, eine Glut, die von einem erlöschenden oder gerade erst sich bildenden Feuer rührte. Davor verwaschene Schemen, die sich nicht identifizieren ließen. Ein ebensolcher Schattenfleck links im Vordergrund.

Mahay betrachtete die zweite Aufnahme, die sich von der ersten kaum unterschied.

Aber die dritte hatte es in sich!

Alles wies darauf hin, daß mit dem offenbar illegal erbeuteten Fotoapparat aus dem Fahrzeugwrack, etwas Bestimmtes geschehen war. Während oder vor dem Unfall hatte die automatische Kamera mehrere Bilder einer Serie geschossen. Rani neigte aufgrund des Motivs, das er nun betrachtete, eher zu der Annahme, daß während des Unfalls im Augenblick des Ereignisses die Kamera sich von selbst ausgelöst hatte.

Er hatte die Negativstreifen nicht gesehen, konnte sich jedoch lebhaft vorstellen, daß auf den ersten Originalabzügen noch einiges mehr darauf gewesen war. Möglicherweise der Fensterrahmen oder die Seitenholme. Für ihn bestand kein Zweifel daran, daß es sich bei diesen Motiven schon um Ausschnittvergrößerungen handelte.

Das dritte Bild war das einzige, das einigermaßen erkennen ließ, was aufgenommen werden sollte.

Es war der Blick auf eine Dschungellichtung.

Links im Vordergrund auf einem schweren, steinernen Thron saß in stolzer Haltung eine bildschöne, nackte Frau, die goldene Armreifen, Oberarmspangen und bis zu den Waden hochgeschnürte goldene Schuhe trug. Der Blick der unbekannten Schönen war nach links auf eine Feuerstelle gerichtet, um die eine Horde Wilder tanzte, die alle nackt waren.

Ob die Körper nur bemalt waren oder stellten sie sich in diesem Augenblick ganz natürlich dar?

Rani Mahay vermochte es nicht zu sagen.

Die Tänzer, die in wilder Gestik die Feuerstelle umsprangen, waren von ihren kahlen Schädeln bis hinunter zur Fußsohle regenbogenfarbig gestreift.

*

Was hatte dies zu bedeuten?

Wieder mal mehr mußte Mahay feststellen, daß er nicht um eine Frage ärmer, sondern um ein Rätsel reicher geworden war.

Auch Björn hatte von einem regenbogenfarbenen Phänomen berichtet, als er Marlos verließ und auf der Wiese zwischen Baltimore und Sykesville eintraf.

Der Inder kehrte sofort nach Marlos zurück. Er verschwand von einer zur anderen Sekunde und kam auf der Insel an, wo er Camilla Davies in Tränen aufgelöst fand, die von Jim und Arson, dem Mann mit der Silberhaut, getröstet wurde.

»Es ist meine Schuld«, schluchzte sie. »Ich hätte ihn nicht allein gehen lassen sollen. Pepe ist verschwunden. Niemand von uns weiß, was aus ihm geworden ist.«

Rani, der zu wissen glaubte, wo Björn sich in dieser Minute mit Gewißheit aufhielt, versprach sofort mit Neuigkeiten – und wenn möglich, mit Hellmark – zurückzukommen.

Obwohl der Koloß von Bhutan, wie man den Inder auch nannte, genau wußte, wie schnell sich die Kräfte verbrauchten, wenn man mehrere Teleportationen hintereinander durchführte, hielt ihn im Augenblick nichts auf der Insel. Sein Ziel waren die Bahamas, war das Zimmer Nr. 129 im Hotel Ambassador.

Er hatte gehofft, hier auf Hellmark und Richard Patrick zu stoßen. Aber niemand war da. Da ging er zur Rezeption hinunter und ließ Patrick vorsichtshalber ausrufen. Weder Patrick noch Björn tauchten auf.

Rani Mahay hinterließ eine schriftliche Nachricht für Richard Patrick und Björn Hellmark und bat den Freund, umgehend nach Marlos zurückzukehren.

Als er sich unbemerkt an einer nicht einsehbaren Stelle nach Marlos zurückkatapultierte, fühlte er bereits die Schwäche, die diese mehrfachen Teleportationen ihm auferlegten. Unzufrieden und bedrückt kam er auf der unsichtbaren Insel an und ahnte, daß in der Zeit, als er den Privatdetektiv von Mrs. Robertson beschattete, einiges geschehen war, worüber nur Björn Hellmark Auskunft geben konnte.

Aber der war verschwunden, wie Pepe.

Was war in der Zwischenzeit geschehen?

Waren Richard Patrick, Björn Hellmark und Pepe noch am Leben? Wenn ja – wo hielten sie sich auf? Und hatten sie überhaupt die Möglichkeit je wieder von jenem unbekannten Ort, an den sie nun alle glaubten, zurückzukehren, oder würden sie wie viele andere Verschwundene, wie Jennifer Arnes, Harald Robertson und die kleine Goldie Lindon niemals wieder auftauchen?

*

Obwohl die nächtlichen Aufregungen sie weiter strapaziert hatten, schliefen in dieser Nacht nur wenige Expeditionsteilnehmer.

Im Morgengrauen waren alle wieder auf den Beinen.

Während der Nacht war es zu keinem Zwischenfall mehr gekommen.

Jack Slaton hatte die Wachen verdoppelt, um jeder Eventualität vorzubeugen.

Die Fremde, die sie fanden, war ebenfalls die ganze Nacht über bei der Engländerin Brenda im Zelt gewesen, so daß die von Zeit zu Zeit nach ihr hatte schauen können.

Jene Frau, die sich Jennifer Arnes nannte, war höchstens dreiundzwanzig Jahre alt. An ihrem Körper gab es keine Verletzungen,

keine äußeren Zeichen von Gewaltanwendung.

Die Nacht hatte Jennifer Arnes gut verbracht. Bis auf wenige Augenblicke, wo sie wach geworden war, hatte sie fest durchgeschlafen.

Am Morgen war sie soweit, um wieder auf eigenen Beinen zu stehen und am gemeinsamen Frühstück teilzunehmen.

Alles spielte sich im frühesten Morgengrauen ab, weil Slaton so rasch wie möglich diesen Platz hier verlassen wollte.

Während die Vorbereitungen für das Frühstück liefen, waren einige bewaffnete Späher unterwegs, um die nähere Umgebung zu erkunden. Slaton wollte sicher gehen, daß von den ›Desconocidos‹ keiner auf der Lauer lag. Doch die Wildnis ringsum war so dicht, daß selbst der aufmerksamste Späher diejenigen übersehen mußte, die im Ernst daran dachten, sich zu verstecken und zu beobachten.

Jedenfalls fanden sich keine äußeren Spuren, die sie in irgendeiner Form hätten beunruhigen können.

Mit ihrem Marsch durch die grüne Hölle – mit veränderter Richtung zunächst – trugen sie vor allem Monique Duvals Verschwinden Rechnung. Sie wollten alles daran setzen, das ungewisse Schicksal der französischen Soziologin zu klären.

Jack Slaton ging lächelnd auf Jennifer Arnes zu, die an Brendas Hand zur Mitte des Lagerplatzes kam, um dort ihren Becher mit Tee in Empfang zu nehmen.

»Wie geht es Ihnen, Jennifer?«

»Gut«, erhielt er zur Antwort.

Ihre Stimme klang leise, als fürchte sie sich davor, laut zu sprechen.

»Kommen Sie! Nehmen Sie neben mir Platz! Sie müssen ordentlich essen und trinken. Dann fühlen Sie sich gleich wieder anders.« Slaton lachte. Er zeigte sein kräftiges, weißes Gebiß, das sich kontrastierend von seinem gebräunten Gesicht abhob. »Und dann können Sie uns bestimmt einiges von sich erzählen.«

Das junge schlanke Mädchen, das nun einen langen beigen Rock und eine dazu passende Jacke aus Brendas tropenfester Ausrüstung trug, sah ihn erstaunt an. »Was sollte ich Ihnen erzählen?«

Jack Slaton gefiel noch immer nicht der Tonfall der Stimme. Die junge Frau sprach so abwesend, wie in Trance.

»Nun – zum Beispiel, mit wem Sie hierher gekommen sind.«

»Ich weiß nicht.«

»Oder – aus welchem Grund Sie sich hier aufhalten.«

»Ich weiß nicht.«

»Von irgendwoher müssen Sie schließlich gekommen sein«, ließ Jack Slaton nicht locker. »Sie können nicht einfach…«, er deutete nach oben, »vom Himmel gefallen sein.«

Sie redete mechanisch wie ein Roboter.

Während sie einigermaßen in Ruhe aßen und ihren Tee oder nach Belieben Kaffee tranken, versuchten Slaton und auch die anderen immer wieder das Gespräch mit jener, die sich Jennifer Arnes nannte.

Nach und nach kamen sie zu dem Schluß, daß dieses Mädchen tatsächlich nicht wußte, wer es wirklich war, woher es stammte und wie es in diese Gegend kam.

Aber – das war doch unsinnig! Sie konnte sich nicht einfach verlaufen haben und durch die grüne Hölle des Amazonas gestolpert sein, um dann in der Nähe des Lagers durch einen dummen Zufall gefunden zu werden…

Da stimmte doch etwas nicht! Aber niemand wußte einen Rat, das Geheimnis zu enträtseln.

Ehe die Sonne aufging, hatten sie gepackt und setzten dann wie beabsichtigt ihren Fußmarsch fort.

Sie folgten dem Pfad von letzter Nacht, die Gruppe blieb dicht beisammen, Jennifer Arnes, die Fremde, die nicht wußte, woher sie stammte, befand sich mitten unter ihnen.

Jack Slaton warf mehrere Male – während der ersten Etappe des Fußmarsches – einen Blick auf das gutaussehende Mädchen mit dem langen, mittelblonden Haar. Diese Jennifer hielt sich tapfer und marschierte einfach mit, als gäbe es nichts anderes für sie.

Kopfschüttelnd wandte Slaton den Blick wieder nach vorn und versuchte, mit seinen Gedanken von diesem bis jetzt unmöglich zu lösenden Phänomen Abstand zu gewinnen.

Mechanisch setzten sie einen Fuß vor den anderen. Zischend sausten die Buschmesser durch die Luft, und mit einem einzigen Hieb links und rechts ermöglichten sie den Weg durch die grüne, schier undurchdringliche Wildnis.

Minute reihte sich an Minute. Eine halbe Stunde verging. Eine ganze Stunde. Schon kam ihnen die Zeit vor wie eine Ewigkeit. Dann waren sie zwei Stunden unterwegs und hatten zwischendurch nur eine Verschnaufpause eingelegt.

Plötzlich erreichten sie die Lichtung. Dies allein hätte sie weniger erregt. Die Tatsache, daß sie dort ausgetretene Feuerstellen fanden und die Fußspuren von Menschen zeigte ihnen, daß erst kürzlich hier eine unbekannte Gruppe gelagert und getanzt hatte.

Unwillkürlich musterte Jack Slaton das Mädchen.

»Jennifer – wissen Sie etwas darüber?«

Die Angesprochene sah ihn fragend an. »Wissen? Was sollte ich wissen?« kam es tonlos über ihre Lippen.

»Wer hat hier gelagert, Jennifer? Waren Sie möglicherweise dabei? Konnten Sie fliehen?« Slaton glaubte, der Lösung nahe zu sein. Doch er war weiter von ihr entfernt, als er in seinen ärgsten Träumen hätte

ahnen können.

Sie sah ihn nur aus großen, fragenden Augen an, ohne auch nur mit einem einzigen Wort auf seine Bemerkungen zu reagieren.

Da winkte Slaton ab und untersuchte mit seinen Begleitern den Rand des Platzes.

Sie machten eine schauerliche Entdeckung.

Mitten im Dickicht, als sollte es vor ihren Augen verborgen werden, fanden sie armdicke, verwitterte Pfähle, und darauf steckten mehrere vermoderte Totenköpfe.

Aus großen, schwarzen Augenhöhlen, in denen sich Käfer und Spinnen eingenistet hatten, starrten die fahlen Gebilde sie an.

Im Dickicht fanden sie Knochen.

»Menschenknochen«, entrann es dumpf Slatons Kehle. Er mußte schlucken. »Es stimmt also, was man sagt. Der Stamm, dem wir auf der Spur sind, besteht aus Kannibalen…«

Weiter kam er nicht.

Grelle Schreie erfüllten plötzlich die Luft.

Slaton warf den Kopf herum. Was er sah, ließ sein Blut gefrieren.

Sie brachen heraus aus den Büschen.

Zehn… zwanzig… dreißig… es wimmelte plötzlich überall von ihnen.

Braune, öligglänzende Körper brachen durch die Büsche, sprangen von den Zweigen der Äste der umstehenden Bäume und schienen wie schnellwachsende Pilze aus dem Boden zu schießen.

Es ging alles so schnell, daß das Auge den Vorgängen kaum zu folgen vermochte.

Die Frauen schrien. Die gellenden Kampfschreie der Eingeborenen, die mit grellbemalten Gesichtern, Armen und Beinen herumsprangen, die ihre Messer auf die Ankömmlinge herabsausen ließen – das alles war so schrecklich, daß die meisten die tödliche Situation erst begriffen, als es schon zu spät war.

Schüsse hallten durch die Luft.

Todesschreie gellten. Innerhalb weniger Augenblicke verlor Jack Slaton die Hälfte seiner Gruppe. Die Wilden, in der Überzahl, schreckten nicht zurück, als die Gewehre krachten und die Projektile sie zu Boden streckten.

Ein harter, erbarmungsloser, blitzschnell ablaufender Kampf, bei dem es um Leben und Tod ging, entspann sich auf der kleinen Lichtung.

Slaton drückte mehrere Male ab. Die in dichter Folge abgegebenen Schüsse hörten sich an wie ein einziger.

Er stand in der Mitte des Platzes, Rücken an Rücken mit Brenda, die ebenfalls ihr Leben aufs äußerste verteidigte.

Viele Eingeborene lagen am Boden und rührten sich nicht mehr.

Und im Tod – niemand von ihnen wollte es glauben – geschah etwas Merkwürdiges, Unheimliches.

»Sie verwandeln sich!« gellte es über Slatons Lippen. Sein Gesicht war schweißüberströmt, seine Augen glänzten wie im Fieber.

Denjenigen, die noch am Leben waren, entging dieses seltsame, unheimliche Ereignis nicht.

Die braunen, grell beschmierten Körper der Eingeborenen wurden für sie nebelhaft wie eine Halluzination, und aus dieser Vision heraus schälte sich ein neuer Leib, eine neue Gestalt.

Die Körper der Erschossenen waren nackt und regenbogenfarbig, von dem kahlen Kopf bis hinunter zur Fußsohle gestreift wie…

»Brenda! Das sind ja überhaupt keine Menschen!«

Es waren Jack Slatons letzte Worte. Irgendein harter Gegenstand knallte auf seinen Hinterkopf. Der Mann brach lautlos zusammen.

Von den Weißen rührte sich keiner mehr. Die meisten waren tot, viele durch massive Hiebe bewußtlos zu Boden gestreckt.

Die Wilden rannten aufgeregt durcheinander, sammelten die Toten und Ohnmächtigen ein und liefen mit ihnen zu dem getarnten, verborgenen Eingang der Erdhöhle, in der sie verschwanden.

Im Innern der Höhle war dumpfes Trommeln zu vernehmen, wispernde murmelnde Stimmen der Angehörigen des Stammes, die in einem großen Halbkreis um ein frisch entfachtes Feuer saßen und kaum aufschauten, als die anderen mit den Besiegten zurückkehrten.

Die Luft im Innern der Höhle war rauchig und voller Qualm, der wie ein dichter Schleier über allem hing.

Die Umrisse der gespenstischen Erdhöhle wirkten seltsam fern und verschwommen, als wären sie nicht wirklich, und bei genauerem Hinsehen konnte man tatsächlich auch erkennen, daß es schemenhafte Schatten waren, die dort pulsierend existierten und mehr und mehr durchlässig wurden.

Beinahe erweckte es den Anschein, als wären die unverständlichen, geheimnisvollen Beschwörungsformeln, die Luft und Materie durchsetzten, verantwortlich zu machen für diese rätselhafte Erscheinung.

Unbeschreibliches ging hier im Innern der Höhle vor.

Die Schwärze und die rauchige Atmosphäre ringsum nahmen ab.

War es Wirklichkeit oder nur ein Traum, daß sich im Hintergrund plötzlich eine fremdartige Vegetation zeigte, dichtes wildes Grün einer undurchdringlichen Wildnis, die sich hier im Innern der Erdhöhle gar nicht befinden konnte?

Die Umgebung veränderte sich, langsam aber unabänderlich. Alle, die hier versammelt waren, jene Gruppe von rund hundert Eingeborenen – sie saßen plötzlich nicht mehr im Innern der Höhle, sondern auf einer Lichtung, umgeben von Bäumen, Sträuchern,

Buschwerk und seltsamen großen, schillernden Blüten, die der ganzen Umgebung etwas überaus Exotisches verliehen.

Doch dies war noch nicht alles.

Am Rand der Lichtung auf einem klobigen Steinsockel stand ein steinerner Thron, dessen Seitenteile mit einem dämonenfratzigen, eingemeißelten Gesicht versehen waren.

Auf dem Thron saß eine hellhäutige Frau mit langem, blondem Haar, vollkommen reglos, als würde sie den Atem anhalten.

Sie trug etwas auf dem Leib, obwohl man das wohl kaum als Kleidungsstück bezeichnen konnte. Es war ein hauchdünnes, spinnwebartiges Gewebe, das ebenso gut nicht vorhanden zu sein brauchte.

Kühl, gelassen lächelnd, blickte die schöne Unbekannte auf die Lichtung herunter, wo die Wilden ihren Tanz begannen. Mitten auf der Lichtung lag auch die gefesselte Monique Duval.

Als alle Schleier, die das Bild noch verschwommen erscheinen ließen, vergangen waren und es in voller Klarheit erstrahlte, waren die Wilden nicht mehr braun und mit grellen Farben bemalt, sondern von Kopf bis Fuß regenbogenfarbig gestreift, als hätten sie sich wie eine Schlange einer unsichtbaren Haut entledigt.

Die Toten wurden in dem großen Feuer verbrannt, die Lebenden, die verletzt und ohnmächtig waren, an den Rand der Lichtung in unmittelbarer Nähe des steinernen Throns mit der unbekannten, reglosen Schönen gelegt.

Die Regenbogenfarbenen erwiesen durch ihre Bewegungen und ihre Gestik die Ehrfurcht vor dieser Person, die dort saß.

Sie war – ihre Göttin! Mit ihr sprachen sie. Sie beteten sie an, von ihr erflehten sie etwas.

Sie wagten nicht, sich dem Thron mit der geheimnisvollen Schönen mehr als bis auf zwei Schritte zu nähern.

So bald sie dort erschienen, beugten sie immer wieder ihre Oberkörper tief herab, murmelten geheimnisvolle Worte und rissen dann ruckartig die Arme empor, gutturale Schreie von sich gebend.

Dann kehrten die regenbogengestreiften Wilden an das Feuer zurück, das mit ihnen auf geheimnisvolle Weise den Weg durch die Dimensionen gemacht hatte. Doch dieser Eindruck täuschte. Raum und Zeit hatten sich verändert, nicht die Wesen und Dinge hatten eine andere Stellung eingenommen. Es schien, als wäre eine andere Welt die ganze Zeit über in der rätselhaften Erdhöhle inmitten der grünen Hölle des Amazonas vorhanden, aber nicht sichtbar gewesen. Nun war sie durch nicht minder rätselhafte Kräfte sichtbar geworden.

Ob die magischen Beschwörungsformeln dieser Eingeborenen, die sie mal als menschliche Wilden zeigten, mal als Wilde einer anderen Welt, damit in Verbindung standen?

Unter denen, die noch lebend angekommen waren, befand sich Jack Slaton. Er war derjenige, der zuerst aus der Betäubung erwachte und im Liegen noch erste Rekonstruktionen begann. Er beobachtete die seltsamen Geschöpfe, die ihnen so unfreundlich gesonnen waren, und von denen sie alles andere als Gnade und Barmherzigkeit erwarten konnten.

Aus halbgeöffneten Augen verfolgte er die rituellen Tänze der Eingeborenen, deren regenbogenfarbige Haut unter der Hitze und dem Widerschein des Feuers förmlich glühte, als wäre sie von innen heraus beleuchtet.

Slaton entging auch nicht, unweit von sich entfernt, der uralte steinerne Thron mit den okkulten Symbolen, in denen man bei einiger Phantasie ein vogelartiges Antlitz erkennen konnte.

Das Antlitz des Vogels – in jeder nur erdenklichen Form – aber war das Zeichen der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my…

Doch davon ahnte und wußte Jack Slaton nichts.

Für ihn stand nur eines offensichtlich fest: Die Wilden hatten sie überwunden und an einen unbestimmbaren Ort mitten im Dschungel geschleppt. Vom Übergang in eine andere Dimension hatte er in seiner Bewußtlosigkeit nichts mitbekommen. Doch ganz tief in seinem Bewußtsein meldete sich ein Zweifel, den er nicht unterdrücken konnte. Er erinnerte sich an die unglaubliche Szene, als sich vor seinen Augen die Körper der grellbemalten Wilden veränderten. Er mußte dabei an seinen Verdacht denken, daß es sich möglicherweise gar nicht um Menschen handelte. Oder diese ›Desconocidos‹, wie sie bisher den unbekannten Stamm, der hier am Oberlauf des Urubú vermutet wurde, nannten, stellten nicht nur die Anthropologen und Biologen vor ein Rätsel, sondern würden auch die Okkultforscher und Fachleute auf dem Gebiet der Grenzwissenschaften auf den Plan rufen. Alles, was er bisher an Merkwürdigem gesehen hatte, konnte nur eine einzige Erklärung nach sich ziehen, nämlich die, daß jene unbekannten Wilden über Fähigkeiten und Kräfte verfügten, die nur auf eine hohe parapsychische Aktivität zurückzuführen war.

Doch sich darüber Gedanken zu machen, dazu war der Augenblick sicher nicht geeignet.

Er mußte versuchen, aus dieser Misere herauszukommen. Und dies – so erkannte er blitzartig – war scheinbar gar nicht so schwer.

Die Wilden schienen überzeugt davon zu sein, ihn mit einem Hieb längere Zeit aktionsunfähig gemacht zu haben. Deshalb hatten sie offensichtlich darauf verzichtet, ihn zu fesseln. Er konnte Hände und Füße bewegen und brauchte eigentlich nur aufzuspringen und hineinzulaufen ins Dickicht. Hier mitten im Dschungel gab es tausend Verstecke, wo er zunächst Schutz fand. Wie es dann weiterging – darüber machte er sich keine Gedanken. Wichtig war, der akuten

Gefahr zu entfliehen. Und diese Gefahr bestand darin, von den Kannibalen verspeist zu werden.

Vorsichtig hob er den Kopf an. Er konnte den ganzen Tanzplatz übersehen. Nicht weit entfernt lagen auch die Gewehre, die die Eingeborenen erbeutet hatten, um die sie sich jedoch nicht weiter kümmerten und die sie nicht mal von einem ihrer Stammesangehörigen bewachen ließen.

Sie schienen sich außergewöhnlich sicher zu fühlen.

Jack Slaton war klar, daß er allein gegen die Übermacht nichts ausrichten konnte. Selbst wenn es ihm gelang, einige zu töten oder in Schach zu halten, würden immer noch genügend da sein, um ihm den Garaus zu machen.

Es gab nur eine einzige Möglichkeit. Das Kostbarste, das diese Geschöpfe verehrten, war – die unbekannte schöne Blondine auf dem steinernen Thron.

Sie saß da, reglos, wie aus Stein gemeißelt, und blickte stolz mit angedeutetem, zufriedenem Lächeln über den Platz hinweg. Zoll für Zoll, eine wahre Göttin. Da sprang er auf die Beine. Drei, vier Schritte von ihm entfernt lagen die Gewehre. Eines riß er an sich, ehe die ekstatisch tanzenden Eingeborenen überhaupt merkten, was los war.

Die Waffe war noch durchgeladen.

Dennoch zog Slaton den Abzughahn nicht durch. Er sah keinen Sinn darin, zwei, drei, vier oder fünf Wilde niederzustrecken. Das hätte er möglicherweise noch geschafft. Aber dann wäre das Gros über ihn hergefallen und hätte ihn zerfleischt wie eine Raubkatze.

Mit dem Gewehr in der Hand jagte er dem steinernen Thron zu und flog ihm förmlich entgegen.

Keuchend, schweratmend und schweißüberströmt erreichte er den klobigen Steinsockel, sprang darauf, packte die unbekannte Schöne an der Schulter, legte fest seine Hand darauf und preßte mit der anderen den Gewehrlauf zwischen ihre Schulterblätter.

»Keine Bewegung!« stieß er hervor. Man hörte seiner Stimme die Erregung an. In Slatons Augen flackerte ein wildes Licht. »Und ihr da unten – haltet Ruhe! Sonst werde ich eure Göttin auf der Stelle töten.«

Die letzten Worte sagte er in einem weit verbreiteten Eingeborenendialekt, in der Hoffnung, verstanden zu werden. Und wenn nicht – seine bedrohliche Geste sprach schließlich für sich. Dazu brauchte man keinen Übersetzer.

Schlagartig herrschte Totenstille.

Die Trommeln im Hintergrund verstummten, die regenbogenfarbigen Wilden standen wie zur Salzsäule erstarrt und starrten mit funkelnden Augen hinüber zu dem Mann, der ihre Göttin bedrohte.

Jack Slaton erwartete zumindest ein scharfes Zusammenzucken der

Frau auf dem steinernen Thron, einen leisen erschreckten Aufschrei oder sonst eine Reaktion, die ihm gezeigt hätte, daß Leben in ihr steckte.

Grauen schnürte ihm die Kehle zu, das Blut lief wie Eiswasser durch seine Adern. Diese blonde, fast nackte Göttin, die mit übereinandergeschlagenen Beinen in stolzer Haltung auf dem Thron saß, rührte sich nicht, konnte sich nicht rühren. Unter seiner Hand spürte er nicht die weiche, samtene Haut, die warm durchblutet hätte sein müssen – sondern einen glatten kalten Stein!

Die namenlose Blondine, die aussah, als wäre sie aus Fleisch und Blut, war nichts weiter als die vollendete Nachbildung einer menschlichen Frau aus einem kalten, leblosen, fleischfarbenen Marmorblock!

*

Der dumpfe Druck in seinem Hirn wollte zunächst nicht weichen.

Dennoch zwang Björn Hellmark alias Macabros sich dazu, die Schwäche und das Unwohlsein schnell unter Kontrolle zu bringen, um wieder die Herrschaft über seinen Organismus zu erringen.

Was war geschehen? Wo befand er sich?

Er schlug die Augen auf, nahm seine Umgebung zunächst verschwommen, dann endlich deutlicher wahr und mußte erkennen, daß er sich nicht mehr im Innern der Maschine befand, die er gemeinsam mit Richard Patrick aufgesucht hatte.

Der Fund… Der rätselhafte, in allen Regenbogenfarben schillernde Kristall… Rich hatte ihn zuerst berührt und war prompt zusammengebrochen. Dann war er gefolgt.

Wie ein Kaleidoskop setzte sich Stück für Stück in seiner Erinnerung zusammen und bildete schließlich ein einheitliches Ganzes.

Björn merkte, daß er auf weichem, warmem und feuchtem Boden lag. Die Luft um ihn herum war stickig, und er vernahm Geräusche wie im Dschungel. Da hob Hellmark den Kopf und stellte fest, daß er sich mitten im Dschungel befand…

Grün und undurchdringlich baute sich die Pflanzenwelt rings um sie auf. Überall raschelte, krächzte und piepte es, bewegten sich Tiere durch das Unterholz, die er hörte, aber nicht sah.

Björn tastete mit fester Hand den Boden ab. Er spürte ihn wirklich. Er war real…

Hellmark ging in die Hocke und blickte aufmerksam in die Runde.

In Reichweite eines Armes von ihm entfernt lag Richard Patrick, der sich ebenfalls in diesen Sekunden zu regen begann. Genau mitten zwischen ihnen – jener geheimnisvolle, nun stumpf wirkende Kristall,

den Patrick in einem Behälter unter dem Pilotensitz gefunden hatte.

Hellmark kroch gebückt auf Patrick zu.

»Alles okay, Rich?« fragte er, unwillkürlich die Stimme senkend, weil er nicht wußte, ob sich jemand in der Nähe befand, der durch ein zu laut gesprochenes Wort aufmerksam würde.

Der Gefragte nickte. »Mir tun sämtliche Knochen weh, aber sonst scheine ich die ganze Geschichte gut überstanden zu haben. Was war eigentlich los?«

Auch Patrick konnte rekonstruieren, wie sich in etwa die Dinge abgespielt hatten.

Die treibende Kraft bei allem konnte nur in dem geheimnisvollen Kristall zu suchen sein. Darüber bestand bei niemand auch nur der geringste Zweifel.

Der Kristall wirkte wie ein Katalysator. Für Björn Hellmark war es nichts neues, sich in einem Universum, einer anderen Dimension zu befinden – schon oft während seiner unglaublichen Abenteuer war er entweder durch dämonische Schergen des Molochos in ein anderes Raumzeitgefühl getragen worden oder hatte er es selbst durch den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh ausgesucht. Doch hier nun war auf eine besondere Weise etwas gänzlich Neues passiert.

Thomas Ferguson – so rekonstruierte er – mußte sich offensichtlich auch an diesem Ort aufgehalten haben und mit Hilfe des Regenbogenkristalls die Grenzen zwischen den Dimensionen übersprungen haben.

Wo befand sich diese Welt? In einem Spalt zwischen den Universen oder auf einer Parallelwelt, wo dieser Dschungel vorherrschte?

Björn war Richard Patrick auf die Beine behilflich.

Der untersetzte Mann mit dem schon schütter wirkenden Haar stieß die Luft durch die Nase. »Was für eine Hitze«, sagte er matt. »Die haut den stärksten Eskimo vom Schlitten…«

Er fuhr mit dem Handrücken über die schweißnasse Stirn.

»Thomas Ferguson kam von irgend woher, das er für wichtig genug hielt, dir mitzuteilen«, murmelte Hellmark nachdenklich. »Wir müssen davon ausgehen, daß er auf eine uns unbekannte Weise an den Kristall geriet und ihn benutzte. Nehmen wir an, hier in dieser Region hatte er die Begegnung mit einem wilden Tier, das ihm die tödlichen Verletzungen beibrachte. Wobei wir davon ausgehen müssen, daß diese Verletzungen erst viele Stunden später sichtbar wurden und zum Tode führten.«

Das alles wiedersprach den Naturgesetzen und hörte sich unsinnig an. Doch gerade diese beiden Männer, die in ihrem Leben schon so oft mit außergewöhnlichen und merkwürdigen Vorfällen zu tun hatten, wußten nur zu gut, wie geheimnisvoll die Welt wirklich war und wie viele unentdeckte Rätsel noch ihrer Entdeckung harrten.

Alles wies darauf hin, daß der Regenbogenkristall den Schlüssel zu dieser urwelthaften Wildnis darstellte, daß er sie gegen ihren Willen hierher katapultiert hatte.

»Aber wenn er der Schlüssel nach der einen Seite ist, müßte er auch sicher für die andere zuständig sein«, fuhr Hellmark nachdenklich fort. »Auf irgendeine Weise muß Ferguson ja schließlich wieder aus dieser Wildnis – immer vorausgesetzt, daß er sich wirklich hier aufhielt – herausgekommen sein. Aber das können wir ja leicht feststellen.«

Der Regenbogenkristall, nun blaß und farblos wirkend, lag noch immer auf der Stelle. Er hatte den Weg durch die Welten und Dimensionen gefunden wie ein Schatten, der zu ihnen gehörte.

Patrick packte Hellmark bei der Hand. »Du hast tatsächlich vor…«

Er brauchte nicht zu Ende zu sprechen. Björn wußte ohnehin, was er sagen wollte.

»Nicht so, wie du denkst. Wir können es uns immerhin erlauben, es auf einen kleinen Versuch ankommen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit kann ich auch testen, ob ich noch topfit bin…«

Seine letzten Worte waren noch nicht verklungen, da verdoppelte er sich schon.

Sein Zweitkörper erstand ihm genau gegenüber.

Björn wollte den Test mit Macabros durchführen, um zu überprüfen, ob das, was Richard Patrick und er dachten, auch wirklich so war.

Wenn der Kristall tatsächlich so funktionierte, wie sie meinten, dann war ihreRückkehr ein Kinderspiel.

Macabros nahm den spitzen, an einen bearbeiteten Eiszapfen erinnernden Gegenstand in die Hand. Der Kristall zeigte sofort wieder sein ganzes prächtiges Farbenspiel, schimmerte, leuchtete und verschwand im nächsten Moment mit Hellmarks Ätherkörper. Es wäre nicht möglich gewesen, über die Grenzen der Dimensionen hinweg Macabros aktiv werden zu lassen. Nur hier, in dieser Welt, konnte er mit seinem Zweitkörper praktisch wieder jeden Punkt aufsuchen.

Doch das war während dieses recht riskanten Experiments ausgeschlossen.

Macabros verließ das Raumzeitgefüge. Wenn es durch irgendeinen Zwischenfall zu einer gefährlichen Situation für sie kam, waren Patrick und Hellmark auf eine Verteidigung bloß mit ihren Fäusten angewiesen. Außer der Dämonenmaske, die in Björns Tasche steckte, trug er keine weiteren Waffen bei sich. Für den Fall, daß Schergen aus der Finsternis sie attackierten, würde die Dämonenmaske die Hauptlast der Verteidigung tragen.

Zäh tropften die Minuten dahin.

Hellmark hatte auch den geistigen Kontakt zu Macabros verloren.

Was jetzt Macabros Augen sahen, konnte er nicht in seinem Bewußtsein registrieren. Dies war ein untrügliches Zeichen dafür, daß sie nicht nur Entfernungen – gleich welcher Größe – sondern Welten zwischen den Dimensionen voneinander trennten.

Wortlos standen Richard Patrick und Björn Hellmark.

Dann tauchte Macabros' Gestalt mit dem leuchtenden Kristall wieder zwischen ihnen auf.

Macabros legte das eiszapfenförmige Gebilde vorsichtig auf den Boden, dort verblaßte es und verlor seinen Farbreichtum wieder.

Es war nicht nötig, daß Macabros schilderte, was er erlebt hatte. Sein Bewußtseinsinhalt wurde im gleichen Augenblick, als er auftauchte, wieder zum Bewußtseinsinhalt des Originalkörpers und damit Björn Hellmarks. Der begriff, daß der Sprung in die Außenwelt tatsächlich ohne die geringsten Zwischenfälle gelungen war.

Mit Hilfe des Kristalls, der bis jetzt in einer rätselhaften Verbindung zu dieser Dschungelwelt stand, hatte Macabros den Weg zurückgelegt zu dem Flugzeug, mit dem ihre Reise begonnen hatte. Es schien, als wäre die Atmosphäre im Innern der Pilotenkabine von den Ausstrahlungen des Kristalls erfüllt und magisch aufgeladen.

Patrick und Hellmark konnten also davon ausgehen, wieder an den Ausgangspunkt ihrer unfreiwilligen Reise zurückzukehren. Wahrscheinlich würde dies jedoch ebenfalls mit einer mehrere Minuten andauernden Ohnmacht, während der sie völlig hilflos waren, zusammenfallen.

Hellmark wollte seinen Begleiter so schnell wie möglich auf diese Weise zurück und damit in Sicherheit bringen.

»Kommt nicht in Frage«, widersprach Patrick. »Wenn du hier bleibst, sehe ich mich ebenfalls um. Eine solche Gelegenheit, eine fremde Welt kennenzulernen, gibt es nicht alle Tage. Und dann, so frage ich mich, wie willst du, wenn ich mich drüben bei uns befinde – wieder in den Besitz des Kristalls gelangen?«

»Ich werde ihn durch Macabros bringen lassen«, lautete Hellmarks Entgegnung.

Er wollte dem noch etwas hinzufügen, wie um Patrick davon zu überzeugen, daß es doch besser sei, zurückzukehren in ihre Welt. Hellmark selbst und vor allen Dingen Macabros wollten aber noch die Bedeutung des Kristalls, Thomas Fergusons Tod und eventuell die anderen Dinge, die sich während der letzten vierundzwanzig Stunden abgespielt hatten, erkunden.

Ein Zwischenfall hielt ihn davon ab.

Ein Schuß krachte. Ein zweiter, ein dritter…

Hohl und dumpf hallte es durch den Dschungel. Dann unterbrachen lautstarke Schreie in ihrer unmittelbaren Umgebung die eben noch herrschende Stille.

Patrick zuckte zusammen. Hellmark wirbelte wie ein Blitz herum und lief direkt in Richtung der Geräusche, die sich unweit dieser Stelle bemerkbar machten.

»Warte hier auf mich, Rich! Ich bleibe in Ruf- und Sichtweite. Da geht etwas vor…«, rief Hellmark noch nach hinten und bat Richard Patrick dringend, in der Nähe des Kristalls zu bleiben. Er war für sie die Garantie, wieder ins Diesseits, aus dem sie gekommen waren, zurückzukehren.

Der Dschungel war zu dicht, als daß Björn Hellmark mit bloßen Händen durch Blattwerk, Pflanzen und Sträuchern gekommen wäre.

Björn materialisierte Macabros und ließ ihn außerhalb des Pflanzendickichts auftauchen.

Und mit Macabros' Augen wurden ihm unglaubliche Szenen übermittelt, die sich auf einer kleinen Lichtung abspielten. Brenzliger Geruch umwehte Hellmarks Nase.

Es wimmelte von fremdartigen Menschen mitten auf dieser Lichtung. Ihre Körper erinnerten an die Farben des von Thomas Ferguson erbeuteten Kristalls. Es waren Farben des Regenbogens.

Aber nicht nur diese seltsam gefärbten Geschöpfe sah Macabros, sondern auch die Beute, die die Wilden offensichtlich gemacht hatten und die als Opfer für ein Ritual dienen sollte.

Knochen im weichen Sand der Lichtung, den man eher in Strandnähe als im Dschungel erwartete, gebleichte Menschenknochen.

Die Eingeborenen dieser unbekannten, jenseitigen Dschungelwelt waren zum Angriff übergegangen.

Sie stürmten gegen einen Mann, der auf dem obersten Sockel neben einem steinernen Thron stand, auf dem eine bildschöne, blonde Frau saß. Sie war ebenfalls regungslos wie der Stein und schien sich um dies alles überhaupt nicht zu kümmern.

Und doch – das begriffen Macabros und Björn im ersten Moment – war sie wahrscheinlich der auslösende Faktor für die Ereignisse, die hier passierten.

Der in Bedrängnis geratene Weiße konnte noch zwei, drei weitere Schüsse abgeben und die Angreifenden zu Boden strecken. Aber die schienen den Tod nicht zu fürchten – oder nicht zu begreifen. Sie wichen weder zurück, noch ließen sie sich aufhalten.

Drei Angreifer gleichzeitig erreichten den bewaffneten Weißen, und der mußte sich mit Händen und Füßen zur Wehr setzen.

Der Mann war verloren, wenn nicht…

Macabros tauchte wie ein Geist genau zwischen den Angreifern und dem Weißen auf.

Hellmark griff mit seinem Zweitkörper ein. Seine Fäuste wirbelten durch die Luft, trafen mit voller Wucht die Kinnspitze der Angreifer. Die Eingeborenen wurden zurückgeschleudert, fielen zu Boden und

rissen Nachstürmende mit sich.

Jack Slaton begriff nicht, woher dieser Mann kam, aber er verstand, daß er nichts zu fürchten brauchte.

Der Expeditionsleiter machte Macabros auf seine Reisegefährten aufmerksam, die gegen ihren Willen auf diesen Platz des Grauens gebracht worden waren.

Slaton hatte in diesem Moment genügend Luft, weil Macabros seine Angreifer ihm förmlich vom Leib gepflückt hatte.

Aber wo zwei entfernt wurden, tauchten drei neue auf.

Und an eine gezielte Flucht in die Wildnis war nicht zu denken. Wie eine Mauer verhielt sich die Pflanzenwelt, und Jack Slaton erkannte, in welch auswegslose Situation er sich manövriert hatte.

Doch einen Versuch war die Sache wert gewesen.

Da blieb keine Zeit, lange Fragen zu stellen und zu überlegen.

Macabros tauchte bei jenen auf, die hilflos am Boden lagen, von denen einige bewußtlos oder verletzt waren und zum Teil zu sich kamen.

Die meisten bekamen gar nicht mit, auf welche Weise sie aus der ersten, akuten Gefahr gebracht wurden.

Hellmark konzentrierte seine Kraft in seinem Zweitkörper, weil er nur zu gut wußte, daß er mit dem wirklichen Körper kaum etwas ausrichten konnte, ohne sein Leben aufs Spiel zu setzen. So lange er jedoch mit Macabros aktiv und erfolgreich handeln konnte, wollte er kein unnützes Risiko eingehen.

Zuerst die Verwundeten und Ohnmächtigen…

Es ging Schlag auf Schlag. Eben noch war Macabros auf dem Kampfplatz zu sehen, dann nahm er schon einen der Gehandicapten auf die Arme, im nächsten Moment materialisierte Björn Hellmark seinen Doppelkörper und teleportierte den Geretteten mit einem blitzschnellen Gedankenimpuls in unmittelbarer Nähe von Richard Patrick und dem Regenbogenkristall.

Nicht alles ging glatt. Es gelang ihm die Verwundeten und Erschöpften dorthin zu bringen, wo er gemeinsam mit Richard Patrick den zweiten Teil seines Planes zur Ausführung bringen wollte.

Wie eine Flut schwappte die Masse der Eingeborenen weiter auf den tapfer kämpfenden Jack Slaton zu. Zweimal konnte Macabros ihn aus höchster Gefahr retten, und er war bereit, den Expeditionsleiter auf der Stelle zur anderen Lichtung zu bringen, damit sie gemeinsam mit Hilfe des Regenbogenkristalls die Krypta der Regenbogenmenschen verlassen konnten.

Doch er entschied sich für diese Möglichkeit einige Sekunden zu spät.

Niemand von ihnen wußte später mehr zu sagen, was der ausschlaggebende Grund dafür gewesen war, daß die Göttin auf dem

steinernen Thron plötzlich zu grauenerregendem, unerwartetem Leben erwachte!

*

In das Schreien aus den Mündern der Eingeborenen mischten sich Schüsse, die von einem weiteren Mitarbeiter Jack Slatons aus dem Hintergrund abgefeuert wurden. Es handelte sich um Walt, der den Überfall ebenfalls überlebt und ein Gewehr erbeutet hatte, um einzugreifen. In die tosende Geräuschkulisse fiel der Schrei eines Tieres.

Dröhnend ließ dieser langgezogene, Wut und Zorn verratende Laut die Luft erzittern.

Die Göttin auf dem Thron wurde im nächsten Moment zu einer großen, geschmeidigen Raubkatze, die sich zu Jack Slaton herumwarf. Sie wischte mit ihrer Pranke durch die Luft.

Die scharfen Krallen trafen voll ihr Ziel: Slatons Haupt, Gesicht und Brust. Sie zerfetzten sein Hemd, und die andere Pranke schlug schon zu, ehe Macabros den Körper soweit herumreißen konnte, um ihn vollends aus der Gefahrenzone zu bringen.

Slaton schrie. Doch es war kein Schrei des Schmerzes, es war mehr einer, der nach Überraschung, Verwunderung, Ratlosigkeit klang.

Die beiden Prankenhiebe der unheimlichen Raubkatze entstanden aus der steinernen Statue, die eine schöne Frau darstellte. Sie zeigten keinerlei äußere Wirkung bei Jack Slaton.

Ohne einen Kratzer, ohne den geringsten Schmerz konnte Macabros Slaton zu der Gruppe der anderen bringen, um die Patrick sich kümmerte.

Die unheimliche Raubkatze, erfüllt von magisch-dämonischem Leben, jagte durch die Büsche, zerfetzte das Blattwerk und kam schnell und bedrohlich der Stelle näher, wo die Wartenden versammelt waren.

Der Raubkatze folgten die Eingeborenen. Schreiend schwangen sie Speere und Messer und liefen durch das dschungelartige Dickicht, das ihnen vertraut war und in dem sie immer wieder einen Durchschlupf fanden.

Was war eingetreten, daß das Beschwören und Flehen der Regenbogenfarbenen doch noch zum Erfolg geführt hatte? Eine Raubkatze mit tierischem Instinkt und menschlichem Verhalten führte jene Geschöpfe an, die hier in diesem Paralleluniversum zu Hause waren.

Auf der anderen Seite des grünen Vorhangs aus Blatt- und Wurzelwerk rührte sich Björn Hellmark. Erschöpft löste sich der blonde Mann vom schwarzrindigen Stamm eines uralten Baumes.

Hellmark taumelte nach vorn und lief zurück zu den anderen.

Er fühlte sich matt und erschöpft, denn er war es in Wirklichkeit gewesen, dessen Sinnen und Trachten durch den Zweitkörper Macabros ausgeführt wurde. Die durchgestandenen Zweikämpfe, die ständigen Transportwege vom Ort des Kampfgeschehens zu der Stelle, wo der Regenbogenkristall lag, hatten seine letzten Kräfte mobilisiert.

Und nun hieß es – trotz aller Schwäche – weitermachen. Ihr aller Leben stand auf dem Spiel.

Sie hatten nur eine einzige Chance, und die galt es zu nutzen.

Wieder setzte Hellmark in dieser außergewöhnlichen Situation Macabros ein, um mit seinem Doppelkörper und der Hilfe des Regenbogenkristalls einen nach dem anderen der Geretteten hinüber zu bringen in die Welt, in die sie gehörten. Sobald die anderen im Innern des Flugzeuges Thomas Fergusons ankamen, verloren sie durch die Strapazen des Wechsels von einem Universum ins andere das Bewußtsein. Vielleicht war dies ganz gut so…

Alles ging glatt. Der Vorletzte war Richard Patrick.

Hellmark selbst stand auf schwachen Beinen am Rand der kleinen Lichtung und starrte auf die grüne Wand, wo das Blattwerk raschelte und sich die ersten regenbogenfarbenen Gestalten zeigten, wo die mächtige Raubkatze, die große Ähnlichkeit mit einem Tiger hatte, – nur etwa um die Hälfte größer war – hervorpreschte.

In langen, geschmeidigen Sätzen jagte das Tier – geboren aus der steinernen Göttin – auf Björn Hellmark zu, der nun ganz allein stand!

Björn sah die Raubkatze und die ersten Eingeborenen durch das Blattwerk näher kommen.

Hellmarks Herz schlug rascher. Der Schweiß brach ihm aus allen Poren, und instinktiv ballte er die Fäuste. Dann glitt seine Rechte ebenso mechanisch in die Hosentasche, um dort die Dämonenmaske zu holen, die er bei sich trug.

Wenn Macabros nur endlich käme… Noch war er nicht zurück…

Hellmark zog die Maske über. Im gleichen Augenblick veränderte sich sein Kopf. Auf seinen Schultern saß nun der unheimlich wirkende gespenstische Totenschädel. In den dunklen Augenhöhlen glühte ein geisterhaftes Licht. Dieser Schädel lebte, und das machte ihn mehr als makaber.

Wer diesen Mann mit menschlichen Augen sah, war zu Recht erschrocken. Wenn aber ein Bote der Finsternis, ob ein Scherge Molochos’ oder ein Abgesandter Rha-Ta-N’mys der Dämonenmaske ansichtig wurde, dann bedeutete dies für ihn mehr als ein Schreck. Dämonische Augen sahen etwas darin, das mit herkömmlichen Worten kaum zu beschreiben war. Ein Dämon löste sich sofort auf oder wurde in das Reich der Finsternis zurückgeschleudert, um niemals wiederzukehren.

Aber diese riesengroße, regenbogenfarbengestreifte Raubkatze, die trotz der Farbkomposition erschreckend und unheimlich wirkte, war kein Dämon. Sie ließ sich nicht beirren, sie setzte ihren Weg auf Hellmark fort. In weiten Sätzen überquerte sie die Lichtung.

Jetzt schon spannte sich Hellmark, um sich mit bloßen Fäusten auf das Raubtier zu stürzen. Doch er wußte, daß er kaum eine Chance hatte, diesen ungleichen Kampf in seinem geschwächten Zustand zu überstehen.

Da!

Neben Hellmark erstand die Gestalt wie aus Nebel. Es war Macabros. Noch ehe er richtig materialisierte, berührte er schon den Körper des Mannes, der seine Existenz bewirkte.

Macabros drückte Hellmark den leuchtenden Kristall in die Hand.

Keine Sekunde zu früh!

Hellmark und Macabros waren beide noch zu sehen, als die große Tigerkatze mit furchtbarem Gebrüll lossprang, direkt auf den Mann aus Fleisch und Blut zu.

In dem Augenblick, als die unheimlich verwandelte ›Göttin‹ die Stelle erreichte, an der Björn eben noch stand, verschwand Hellmark mit Macabros und des Regenbogenkristalls Hilfe im Nichts.

Ein letzter flüchtiger Eindruck noch.

Die schreienden Eingeborenen, die Lichtung inmitten einer unwirklichen, fremdartigen Wildnis, im Hintergrund das glimmende Feuer vor dem verlassenen steinernen Thron, dann die Empfindung, daß er jetzt jeden Augenblick das Bewußtsein verlor und daß Macabros trotz allem – geformt von seinem Unterbewußtsein, unabhängig von der Anwesenheit seiner Sinne – aktiv und lebend bleiben mußte.

Denn dies war nicht minder wichtig.

Die Ohnmacht im Flugzeug würde für die meisten nur wenige Minuten betragen. Doch wenn einer erwachte, der nicht wie Patrick und Hellmark in die Dinge eingeweiht war, würde dies nur weitere Verwicklungen nach sich ziehen. Immerhin war Fergusons Privatflugzeug von Polizisten umstellt. Wenn nur einer der Geretteten, die aus einem anderen Universum zurückkehrten, falsch handelte, weil die Umstände ihm nicht vertraut waren, konnte das weitreichende Folgen haben.

In der Maschine angekommen, wußte Hellmark schon nicht mehr, was er eben in diesem Moment noch gedacht hatte. Seine Sinne erloschen. Doch sein Unterbewußtsein reagierte über die Ohnmacht hinaus.

Macabros blieb.

Er wachte über die anderen.

*

Dann kamen sie zu sich. Einer nach dem anderen.

Der erste war Jack Slaton, der nicht begriff, was sich ereignet hatte. Macabros klärte ihn auf.

Dann waren Brenda und Walt an der Reihe. Dann Jennifer Arnes, die überhaupt keine Fragen stellte.

Schließlich folgten Björn Hellmark und Richard Patrick.

In der Maschine hielten sich in diesem Moment insgesamt sieben Personen auf. Aber dort konnten sie nicht bleiben.

Nach einer ersten Erholungsphase und aufklärenden Worten, die gesprochen werden mußten, setzte Björn Hellmark die einmal eingeleitete Aktion fort.

Mit Hilfe seines Doppelkörpers brachte er die Menschen zurück, wohin sie wollten, und sorgte dafür, daß die Verwundeten in Krankenhäuser eingeliefert wurden, wo man sich sofort um sie kümmerte.

Zuletzt waren nur noch Richard Patrick und Jennifer Arnes übrig. Durch Jack Slaton hatte Hellmark erfahren, auf welche Weise dieses junge Mädchen zu ihnen gestoßen war.

Der ganze Vorgang war auch für Björn noch immer äußerst rätselhaft, obwohl sich bereits eine schwache Ahnung durchzusetzen begann.

Jennifer Arnes vermochte noch immer nicht zu sagen, wie sie in die Wildnis des Amazonas geraten war. Sie schien auch den Überfall durch die Eingeborenen, die sich als Wilde eines anderen Teils des Universums entpuppten, überhaupt nicht mitbekommen zu haben.

Ein okkulter Grenzfall, der dennoch in das Geschehen paßte, wie Björn wenig später erkennen sollte…

Er brachte als Macabros Jennifer Arnes zu jener Adresse, an die sie sich erinnerte, und von der sie glaubte, daß sie dort gelebt hätte. Es war eine kleine Stadt im Staat Ohio. Die Angaben stimmten. Noch in der gleichen Stunde wurde die auf rätselhafte Weise verschwundene Jennifer Arnes, einige hundert Meilen vom Ort des Verschwindens entfernt, in ihrem Zimmer von ihren Eltern aufgefunden. Sie konnte nicht angeben, wo sie während der letzten fünf Tage gewesen war, und ihre Erinnerung setzte erst am nächsten Morgen nach einem tiefen und traumlosen Schlaf wieder ein. Sie begann in der Stunde ihres Erwachens, aber die fünf zurückliegenden Tage blieben als Lücke in ihrer Erinnerung.

*

Unbemerkt von den drei Wachtposten außerhalb der Maschine

brachte Macabros auch Richard Patrick in sein Hotelzimmer zurück.

Dann warf Björn Hellmark noch einen letzten Blick aus der Pilotenkanzel. Es geschah in dem Moment, als einer der bewaffneten Männer gerade den Kopf wandte und am Flugzeug hochsah.

Drei Sekunden nahm er die Umrisse eines menschlichen Gesichtes wahr.

Hellmark lächelte dem Verdutzten zu, winkte kurz und zog sich dann mit Macabros nach Marlos zurück, während der wachhabende Beamte Alarm gab.

»Da ist tatsächlich einer drin! Ich habe ganz deutlich sein Gesicht gesehen!«

Eine erneute Durchsuchung des Flugzeuges brachte jedoch nichts an den Tag. Eines allerdings mußte jeder, der an dieser Durchsuchung teilnahm, mit einer gewissen Scheu und Zurückhaltung bestätigen. Die Luft im Innern der Maschine war verbraucht, und es hatte nach Schweiß gerochen. Gerade so, als hätten sich auf engstem Raum sehr viele Menschen aufgehalten.

*

Auf Marlos angekommen, mußte Björn Hellmark zu seiner Überraschung erfahren, daß Pepe bis zur Stunde nicht wieder aufgetaucht war.

Björn sprach mit Camilla Davies und Rani Mahay, mit Jim, dem Guuf, und Arson, dem Mann mit der Silberhaut.

Sie alle hatten in der Zwischenzeit jene Stelle aufgesucht, wo Pepe Björn vermutet hatte.

Eine eisige Hand schien sich in Hellmarks Herz zu krallen, als er daran dachte, daß Pepe etwas zugestoßen war. Er mußte sofort zurück, um nach dem Rechten zu sehen.

Er war erschöpft und verbraucht. Die Strapazen der letzten Stunden waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen.

Carminia Brado, die schöne Brasilianerin, hielt sich ebenfalls wieder auf der Insel auf; auch ihr war das ungewisse Schicksal Pepes bekannt.

Björn bediente sich des Geistspiegels aus dem Garten des Hestus, um sich genau an jene Stelle zu katapultieren, wo er bei seinem ersten Versuch angekommen war und wo die flüchtige Vision eines dämonenfratzigen Gesichtes und zerfließende, regenbogenfarbene Schleier ihm auffielen.

Punktgenau erreichte er sein Ziel. Und er meinte, der Boden unter seinen Füßen würde sich öffnen, um ihn zu verschlingen.

Weniger als eine Steinwurfweite entfernt, sah er plötzlich zwei Menschen, einen Jungen und ein Mädchen, aus dem Morgengrauen

auf sich zukommen.

»Pepe?« entrann es ungläubig seinen Lippen. Das Mädchen, das der schwarzgelockte Junge an der Hand hielt, war niemand anders als – Goldie Lindon…

*

Da begann er zu laufen, auf Pepe zu und schloß ihn in die Arme. Das Mädchen mit den langen, blonden Zöpfen und den vorwitzigen Sommersprossen auf der Nase lachte ihn fröhlich an.

Hellmark berührte sie leicht an der Schulter, als wolle er sich vergewissern, daß ihm jetzt nicht das gleiche passierte wie am Abend Betty Lindon.

Sah er auch schon Dinge, die es nicht gab? Hatte sein Verstand gelitten?

Aber nein!

Er spürte den Stoff, darunter den festen Körper. Pepe und Goldie waren keine Halluzination.

»Wo kommt ihr her? Wo warst du, Pepe? Wie hast du Goldie gefunden?«

»Ich weiß es nicht, Björn. Ich bin in das Nichts gefallen, und seitdem weiß ich nicht, wo ich mich aufhielt und wie lange ich dort war. Aber jetzt bin ich wieder da. Und das ist gut so.«

Björn lächelte. Ein Stein fiel ihm vom Herzen. »Und du bist nicht nur allein zurückgekommen, sondern hast auch jemand mitgebracht, der lange verschwunden war…«

Seine Gedanken und Vermutungen ordneten sich neu.

Er ahnte, was passiert war. Goldie Lindons und Pepes Verschwinden waren Erscheinungen am Rand eines großen Ereignisses um die Krypta und deren Regenbogenmenschen, sowie der rätselhaften Raubtier-Menschen-Göttin.

Es waren Dinge aufgetreten, die sich hier an dieser Stelle praktisch entluden, ohne direkt jene, die aus der ›normalen Welt‹ in ein anderes Raumzeitgefüge oder in eine Falte zwischen den Parallelwelten fielen, direkt in die Krypta zu führen. In diesem Zusammenhang war auch das Schicksal Jennifer Arnes' erklärbar, die auch in einem Augenblick einer solchen ›Entladung‹ oder ›Aufladung‹ eines bestimmten Bezirkes in dieser Welt in den Sog geraten war und um Tausende von Meilen an einen anderen Ort inmitten der Wildnis des Amazonas versetzt wurde.

Dabei war es als reiner Zufall anzusehen, daß Jennifer Arnes in die Nähe jener kam, die sie später dann in die Krypta entführten. Ebensogut hätte sie auf Hawaii oder am Nordpol oder auch auf dem Mond ankommen können.

Unerklärlich wie das Verschwinden dieser Menschen zustande gekommen war, gestaltete sich auch deren Rückkehr.

Björn nickte kaum merklich. Mit Goldie würde es einige Probleme geben, dachte er bei sich, während er sie auf die Arme nahm, um gemeinsam mit Pepe die Wiese, dann die Straße zu überqueren und auf das Farmhaus zuzugehen, wo in den beiden unteren Fenstern rechts neben der Eingangstür Lichter brannten.

Die Dinge, die jetzt auf ihn zukamen, waren auf eine Weise bedrückend, aber auch angenehm für ihn.

Er dachte in diesem Moment nicht daran, daß er, sobald er sich erholt hatte, gemeinsam mit den Freunden, die Krypta der Regenbogenmenschen auf alle Fälle noch mal aufsuchen wollte. Die Wilden aus einer anderen Dimension waren schließlich zu einer realen Gefahr für diese Welt geworden – wie die Begegnung mit Jack Slaton und seinen Begleitern zeigte.

»Wartet hier auf mich«, bat Björn Pepe und Goldie, die neben der Hauswand stehen blieben und sich dahinter verbargen, während er sich der Tür näherte.

Bruce Lindon, der Farmer, groß und breitschultrig, ein stiernackiger Mann mit gutmütigem Gesicht, öffnete.

Verwundert blickte er den Besucher an, dann über dessen Schulter hinweg. Man sah an seinem Gesichtsausdruck, daß er offensichtlich nicht recht begriff, woher dieser Mann jetzt kam. Auf dem Hof stand sonst kein zusätzlicher Pkw.

»Ja bitte? Sie wünschen?«

»Mein Name ist Björn Hellmark. Ich war gestern abend schon mal hier. Ich habe zufällig ihre Frau getroffen, als sie den Zusammenbruch erlitt.«

Da zuckte ein Lächeln um die Lippen des ernsten Mannes. »Dr. Gladson hat mir davon erzählt. Vielen Dank! Sie haben sich sehr um sie bemüht. Bitte, treten Sie doch näher… Was mich wundert, ist, woher Sie jetzt am frühen Morgen kommen… Waren Sie gerade auf dem Weg nach Baltimore oder Sykesville?«

Björn überging die letzte Frage. »Ich hoffe, Ihrer Frau geht es wieder besser?«

»Ja. Es wird schon wieder werden. Ich nehme an, Doc Gladson hat mit Ihnen darüber gesprochen, weshalb es so weit gekommen ist…«

Hellmark nickte.

»Und eben deshalb bin ich da, Mr. Lindon. Ich habe eine Überraschung für Sie, und ich glaube, es ist besser, wenn Sie Ihre Frau schonend darauf vorbereiten, daß ihre sehnlichsten Wünsche nun doch in Erfüllung gehen…«

Mit diesen Worten winkte er nach hinten.

Zwei schattengleiche Gestalten liefen an der Wand entlang, und

Bruce Lindon streckte den Kopf nach vorn.

»Sie ist wieder da, Mr. Lindon«, sagte Björn und trat einen Schritt zurück. »Sie war drei Jahre weg.« Seine Stimme sank zu einem Flüstern herab, und nur Bruce Lindon konnte sie hören. »Sie wird wahrscheinlich nie etwas darüber berichten können, wo sie in diesen drei Jahren gewesen ist. Sie hat sich in dieser Zeit auch nicht verändert. In ihrem Gedächtnis wird immer diese Lücke sein. Hier ist Ihre Goldie, Mr. Lindon…«

Mit diesen Worten ließ Björn die Zwölfjährige an sich vorbei auf ihren Vater zugehen, der an sich halten mußte, um nicht aufzuschreien und das ganze Haus in Aufregung zu versetzen.

Er konnte nicht sprechen. Er ging in die Knie und riß das Mädchen an sich, dann begann er heftig zu weinen.

»Goldie… Goldie…«, war das einzige was er sagen konnte, das wie ein Krächzen aus seiner Kehle drang.

*

Dieser Tag brachte trotz aller Rätsel und unheimlicher Ereignisse noch eine weitere Freude.

Jack Slaton war von Hellmark in weiser Voraussicht darum gebeten worden, sich zunächst in einem Krankenhaus aufzuhalten, wo er ständig unter der Beobachtung von Schwestern und Ärzten stand.

Dies zahlte sich aus.

Rund dreißig Stunden nach seiner Rückkehr kam es zu einem erschütternden Ereignis.

Die Prankenhiebe, die er sich im Reich des Unsichtbaren geholt hatte, wurden nun sichtbar, und Slaton begann aus zahllosen Wunden zu bluten.

Nur die Tatsache, daß er rechtzeitig ärztliche Hilfe erhielt, rettete ihm nach einer kritischen Situation das Leben.

So hatte die Begegnung, das Abenteuer mit der Krypta der Regenbogenmenschen, einiges in Bewegung gebracht, was nicht nur Negatives, sondern auch Positives an den Tag förderte.

Björn Hellmark und seine Freunde bereiteten sich auf einen neuen Vorstoß in das Reich der Mensch-Tier-Göttin vor. Er, der die Mächte der Finsternis kannte und angefangen hatte, auch geheimnisvolle, übernatürliche Kräfte in und außerhalb dieser Welt kennenzulernen und zu begreifen, konnte sich nur zu gut vorstellen, daß auch Molochos von all diesen Dingen auf irgendeine Weise berührt worden war. Hatte er versucht, möglicherweise mit Hilfe der rätselhaften Regenbogenfarbenen seinem Todfeind Hellmark eine Falle zu stellen?

Vielleicht steckte bei einem Großteil der Ereignisse ganz und gar Molochos dahinter. Dies zu klären, war Hellmarks Aufgabe für die

Zukunft.

ENDE